Zwei Ehen.

Novelle

von

Egon Fels.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erster Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1862.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zwei Ehen.

Erster Band.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Kapitel und Einleitung.

Vom goldenen Glanze der von dem tiefblauen Himmel herniederstrahlenden Sonne ist die reizende Landschaft übergossen, welche wir zu unseren Füßen erblicken. Von dem Berge, auf welchem wir stehen, reicht unser Blick weit, weit in das Land hinein, alle die Schönheiten desselben liegen offen vor uns; einmal erblickt, werden wir nie wieder dies Bild vergessen. Fern hin am Horizont erstrecken sich bewaldete Bergzüge, hie und da ragt in abenteuerlichen Formen ein Felsen von röthlichem Granit, aus denen alle diese Berge bestehen, hervor. Gerade vor uns öffnet sich der Halbkreis der Berge. Nehmen wir unser Glas zur Hand, so erblicken wir im goldenen Dufte verschwimmend die Thürme und Kuppeln der Kirchen in der vier Stunden von uns entfernten

Residenz. Näher, gleichsam das Thal schließend, strömt ruhig der Fluß dahin, in seinen Fluthen spiegeln sich die Schlösser und Villen, welche die Berge zu seinen beiden Ufern krönen; seine Wasser beleben zahlreiche Gondeln, belastete Schiffe, und majestätisch rauschen zwei Dampfboote daher, stolz an den kleinen Fahrzeugen vorüber, die sich eiligst aus der Nähe des Feindes entfernen; ein breiter wogender, schaukelnder Streifen bleibt hinter den rauchenden Ungeheuern zurück, der, die armen kleinen Gondeln bis an die Ufer verfolgend, platschend und plätschernd die am Ufer gelegenen Felder und Wiesen benetzt. Dies die Ferne. Im Thale selbst, dicht zu unseren Füßen, schauen wir ein fröhliches, bewegtes Leben; kleine, aber saubere Häuschen, jedes mit einem Gartenfleckchen, einem kleinen Stück Feld, liegen in zahlreicher Menge verstreut. Mitten durch die Gassen des Fabrikdorfes aber, das wir erblicken, wogt geputzt und lärmend eine freudige Menge; denn heute ist ein großer Festtag. Die hohen Essen der Fabrikgebäude rauchen nicht, und die klappernden Maschinen ruhen einmal mitten in der Woche. Rechts von uns, auf einem niedrigeren Berge oder eigentlich auf einem Hügel, streckt ein stattliches Schloß seine Zinnen und Thürme zum blauen Himmel empor. Dieses Schloß, das früher einem großen, reichen Grafen-

geschlechte gehörte, besitzt jetzt der enorm reiche Kaufmann und Fabrikherr „Richard Walters;" er selbst bewohnt einen Theil des Schlosses mit seiner schönen Tochter Margarethe, den anderen Theil hat sein Sohn und Compagnon Albert Walters mit seiner jungen Gemahlin inne. Die Ursache des freudig bewegten Lebens, welches wir im Dorfe erblicken, ist ein Fest, das man im Schlosse feiert. Es ist der Polterabend zur Vermählung des von allen Bewohnern des Dorfes, sowie von den Dienern des Schlosses angebeteten Fräuleins Margarethe Walters mit dem Baron von Lerslie auf Lerslie. Das Fräulein ist mildthätig, gütig und niemals gegen unter ihr Stehende stolz und hochfahrend, obgleich sie einen stolzen, heftigen Charakter besitzt, der, leicht gereizt, zuweilen Wunden schlägt. Ist ihr das nun ja einmal in ihrer Heftigkeit gegen Arme oder Diener begegnet, so weiß sie mit der herzlichsten Güte ihren Fehler wieder gut zu machen, ja ihn sogar aus dem Gedächtniß des von ihr Verletzten entschwinden zu machen. Wäre nun schon ohnedies die Theilnahme an ihrem Feste nicht gering gewesen, so ist sie noch dadurch erhöht worden, daß Herr Walters seinen Leuten eine dreitägige Rast und an diesen drei Tagen doppelten Lohn gab; denn sein gutes Herz wollte, daß auch die Armen sich mit freuen sollten an dem Tage, wo er sein Ziel

erreicht und die einzige, von ihm fast vergötterte Tochter einem Manne vermählt, den diese zärtlich liebt, und der zugleich die höchsten Wünsche des stolzen Vaters erfüllt; denn die Familie Leslie gehört zu dem ältesten Adel des Landes. Des Kaufmanns beide Kinder haben dann sogenannte große Parthieen gemacht; auch die Gemahlin Herrn Albert's ist eine adelige Dame.

Steigen wir hinab und mischen wir uns in das fröhliche Gewühl, das sich eben zum Zuge ordnet, um in die festlich geschmückten Säle der Fabrik einzuziehen, wo ein Festmahl und ein Ball stattfinden soll. Den letzteren wird die Herrschaft selbst eröffnen.

Die geschmückten Tafeln brechen fast unter der Last der guten Dinge, welche sie bedecken; zur Seite liegen große Fässer kräftigen Lagerbieres. In schönstem Sonntagsputz nehmen die Leute in bunter Reihe Platz, um sich an den kräftigen Speisen zu laben, die sich leider dem Gaumen des Armen so selten bieten. Ein Toast auf das Wohl des Brautpaares folgt dem anderen. Zwar trinkt man diese hier nur in Bier, aber dafür kommen die guten Wünsche direkt aus dem Herzen, und kein höhnischer, neidischer Blick, kein spöttisches Lächeln begleitet sie, wie es

wohl an der Tafel der Herrschaft bei den im Champagner ausgebrachten der Fall sein mag.

Der Factor, welcher, von einer Tafel zur anderen gehend, die Honneurs des Festes macht, naht sich jetzt der einen von lauter jungen Leuten besetzten, und mahnt die fröhliche Gesellschaft in scherzenden Worten, daß sie des Guten nicht zu viel thun möchten, damit Fräulein Margarethe nicht etwa gar einen betrunkenen Tänzer bekomme.

Ein hübscher, rothbäckiger Bursche übernahm die Antwort; er rief: „Wohlgesprochen, Herr Factor! Na, das wäre eine schöne Geschichte, wenn unser gnädiges Fräulein ein so schlimmes Andenken von uns mit fortnehmen sollte! Wir müßten uns ja Alle bis in das Herz hinein schämen! Aber sagen Sie doch, Herr Factor, wird denn auch der Herr Baron mit unseren Mädchen tanzen?“

„Ei ja freilich, Gottlieb; was denkst Du denn? Ja, ja, ihr Leute, ich komme schon,“ erwiderte der Factor, der, an einer anderen Tafel gerufen, sich schnell entfernte. Ein junges Mädchen mit etwas schnippischem Gesichtsausdruck stieß den neben ihr sitzenden Gottlieb an und sagte: „Nu, Gottlieb, ich weiß nicht, was Du willst. Du denkst wohl am Ende gar, der Herr Baron ist zu gut, um mit Unser-

einem zu tanzen? Der arme Schlucker! Was wollte er denn trotz seines hochadeligen Namens anfangen? Davon wird er nicht satt, noch kann er seines Vaters Schulden bezahlen, der ein erschrecklicher alter Sünder sein soll. — Na, Gott gebe nur, daß unser gutes Fräulein glücklich wird und daß er sie liebt, wie sie es verdient! Aber ich weiß nicht, mir kommt es gar nicht so vor, denn er ist so erschrecklich stolz. Er denkt am Ende gar noch, daß er ihr eine große Ehre damit erweis't, daß er sie zur Frau Baronin macht."

„Ja, aber Liesel —" fiel hier ein anderes Mädchen ein. „Das ist doch auch wahr, eine wirkliche Frau Baronin zu werden, ist doch gar nicht so ohne! Und dann ist der Herr so schön! so schön! Seine großen schwarzen Augen verbrennen Einen ordentlich, wenn man hineinsieht."

„He, Malchen! Was hast Du denn in des Barons schwarze Augen zu gucken? Sieh' Du doch sonst wohin; das fehlte mir noch, daß meine Braut sich in solch' hohen Herrn vergaffte!" rief entrüstet der neben ihr sitzende junge Mann.

„Ach, Friedel! bis Du nur stille; ich werde mich doch wohl freuen können, wenn ich einen schönen Herrn sehe; deßwegen ist von Vergaffen keine Rede. Gleich und gleich gesellt sich gern; deßhalb paßt der

Baron für unser schönes Fräulein, und Du für mich. Der gnädige Herr ist hübsch zum Ansehen, Dich aber — liebe ich! —" Durch diese letzten Worte, die sie in sein Ohr flüsterte, war der Friedel schnell besänftigt und drückte mit glücklichem Blicke die Hand des netten Mädchens.

Liesel aber, die dem Baron nun einmal nicht gewogen war, weil er es gar nicht bemerkt hatte, wie hübsch sie war und was für kokett blitzende Augen sie hatte, rief aus: „Na, wenn auch! Ja, schön ist er, das muß man ihm lassen; aber deßwegen möchte ich ihn doch nicht nehmen, und wenn ich auch nur ein armes Mädel bin."

„Nu, nu, Liesel! thu Dich nur nicht so! Der Fuchs spricht: ‚Die Trauben sind sauer.' Wenn Du die vornehmen Herren nicht leiden kannst, warum bist Du denn da mit dem Freunde des Barons so freundlich? Der Herr scherwenzelt ja immer um Dich herum, schon zwei Mal habe ich ihn bei Dir getroffen. Heh! Na! Zweierlei Tuch, nicht wahr?"

„O je! Gottlieb, Du wirst nächstens noch ganz und gar verrückt vor Eifersucht! Ich werde doch wohl mit dem Herrn Hauptmann reden dürfen? Der Herr ist immer so freundlich und spricht so gern mit mir. Nicht wahr, ich soll wohl grob mit ihm sein, damit

er denkt, ich wäre eine rechte Gans, die gar keine Canduwite hat? Na, ich weiß noch, Gott sei Lob und Dank! was sich schickt. Nu, so was käme mir schon recht! Wenn Du nicht einmal so viel Vertrauen zu mir hast, daß ich freundlich mit Jemanden sprechen kann, ohne daß Du gleich etwas Unrechtes dabei denkst, so such' Dir nur eine Andre — mich kriegst Du ganz gewiß nicht." Mit diesen Worten warf sie mit einem plötzlichen Ruck den Kopf hochmüthig so weit in den Nacken, als sollte er hintenüber fallen, und drehte dem unglücklichen Liebhaber den Rücken.

Der arme Gottlieb hatte ganz verdutzt mit offenem Munde den Redestrom des zungenfertigen Mädchens über sich ergehen lassen, und saß nun schweigend, sie mit betrübtem Seitenblicke anschauend, da.

Eine junge Frau wandte sich zu dem Mädchen und sagte: „Höre, Liesel, sag' doch, wie ist denn diese Heirath nur eigentlich so schnell zu Stande gekommen? Du weißt das gewiß auf das Genaueste, da Deine Schwester Kammermädchen bei dem Fräulein war."

„Gewiß, ja; ich weiß die ganze Geschichte!"

„Ach, so erzähle! erzähle! erzähle!" riefen die Nächstsitzenden.

Von allen Seiten gebeten und nicht wenig geschmeichelt, der Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit zu sein, warf sie einen halben Seitenblick auf den betrübten Gottlieb, der immer bemüht war, ihre widerstrebende Hand unter dem Tischtuche zu erfassen, überließ ihm diese endlich und sprach: „Ihr wißt doch, das Fräulein war zwei lange Jahre in dem größten Erziehungshause der Residenz in Banksion, was ganz unmenschlich viel Geld gekostet hat. In derselben Straße, dem Institut gegenüber, wohnte der Baron Lerslie mit seinem Sohne. Dort sah unser Magarethchen den jungen Herrn täglich und kam nach Hause bis über die Ohren verliebt, obgleich sie nie ein Wort mit ihm gesprochen hatte. Die vornehmen Leute nennen das einen ‚Amor ber Dißdangs‘ auf französisch.“ Die bewundernden Blicke, die ihrer Gelehrsamkeit galten, während einer kleinen Pause einsammelnd, fuhr sie fort: „Unser Herr kennt den alten Baron ganz gut, und dieser, der unser schönes Fräulein gesehen hatte und ihr vieles Geld nöthig brauchte, machte nach einiger Zeit Herrn Walters den Vorschlag, ihre beiden Kinder mit einander zu verheirathen. Der Herr gab seine Einwilligung zu dem Plane unter der Bedingung — wenn der junge Baron seiner Tochter gefalle. Denn Ihr

wißt es ja Alle, so gut unser Herr ist, so stolz ist er auch, und er wollte gern die vielen Schulden des Barons bezahlen, wenn er nur einen hochadeligen Schwiegersohn dafür bekam. Na, eigentlich sollte man denken, er hätte an den Adeligen genug gekriegt. Unser guter junger Herr hat doch gerade genug von seiner adeligen Frau auszustehen, da sie mit allen Herren liebäugelt. — Aber, wo war ich denn? — Ja richtig! Also der Herr Baron kam, und nun stellt Euch die Freude von unserem Fräulein vor, als sie erfuhr, daß dieser es sei, den sie heirathen solle. In Zeit von zwei Monaten war Alles in Ordnung. Ihr dürft aber ja nicht etwa denken, sie habe dem Baron Etwas von ihrer Liebe merken lassen, ach Gott bewahre, dazu ist sie viel zu stolz! Die Martha, meine Schwester, hat das Brautpaar einmal belauscht. Er ist ganz ungeheuer höflich gewesen und hat sich die größte Mühe gegeben, ihr ein Wort zu entlocken; sie aber hat mit niedergeschlagenen Augen Nichts geantwortet, als Ja und Nein. — Das ist Alles, was ich von der Sache weiß, —" schloß sie ihre Mittheilung und beglückte den Gottlieb, der während ihrer Erzählung ihre Hand gestreichelt und liebkos't hatte, nun endlich mit einem ganzen Blicke, der ihm Verzeihung verhieß.

Verschiedene Gespräche knüpften sich an ihre Erzählung. Man sprach für und wider den Baron. In Einem aber waren Alle einig. Es war der Wunsch, daß ihr liebes Fräulein glücklich sein möge.

Verlassen wir die Leute und begeben uns nach dem Schlosse, wo wir Näheres über diese Heirath erfahren werden.

Zweites Kapitel.

Eine adelige Dame.

Das Diner ist zu Ende und die Gesellschaft hat sich in den Zimmern verstreut, sich in Gruppen theilend, wie Geschmack und Neigung sie zusammenführen.

Der alte Herr Walters bewegt sich von einer Gruppe, von einem Zimmer zum andern. Ueberall empfangen ihn schmeichelhafte Bemerkungen, und er kommt aus dem verbindlichen Lächeln, aus den dankbaren Verbeugungen gar nicht heraus. Er ist ein Herr in den sechziger Jahren, wohlbeleibt, mit einem freundlichen, etwas rothen Gesicht; um den Mund lagert ein kleiner stolzer Zug. Die Kleidung, die er trägt, ist, seinem Alter angemessen, nach der neuesten Pariser Mode, und er bewegt sich mit feinem

stand und ruhiger Würde; nur verfällt auch er
· jenen Fehler, welcher gewöhnlich den Empor-
ommling bezeichnet. Er trägt etwas mehr Schmuck,
s der gute Geschmack erlaubt. Auf der schwarzen
estickten Weste blitzt eine große, starke goldene
tte, und die Falten des gestickten Batisthemdes
'eßen zwei große Brillantknöpfe von reinstem
'er und großem Werthe. Die etwas dicken,
weißen und wohlgeformten Hände ziert ein so
er Reichthum von kostbaren Ringen, daß man
hr wohl mit dem Schaufenster eines Juwelier-
ns vergleichen könnte.

Im Saale an eine der Marmorsäulen, welche
Decke tragen, gelehnt, steht ein etwas blasser,
r schöner junger Mann. Das feine Gesicht ist
düstert, die Stirn zusammengezogen, und mit
ısterem Blick schaut er auf eine Dame, die mit
chlässiger Grazie in einen blausammtnen Fauteuil
ückgelehnt, kokett, wie eine Spanierin, ihren
cher bewegt. Sie lauscht mit freundlichem, ja
ausforderndem Lächeln den Galanterieen eines
tutzers, der, vor ihr stehend, sich zu ihr hinab-
igt, sie mit frechem Blick durch sein auf die Nase
klemmtes Doppellorgnon anschauend, und dabei
it der weißen Hand die Spitzen seines Schnurr-

bartes zu einer seinen Augen Gefahr d
Höhe emporschraubt.

Die Dame ist eine schöne Blondine mi
bis auf den ziemlich entblößten Busen h
genden Locken, die von einem prächtigen Br
diadem gehalten werden; gleiche Steine s
den Hals und die schönen weißen Arme; si
weißem Moirée gekleidet, der à la Pompad
Bouquets in bunter Seide gestickt ist. Wir er
in ihr Frau „Clara Walters née Baronne de Rü
wie ihre Visitenkarten sagen. Der an die S
gelehnte, sie kummervoll betrachtende Herr ist
Gemahl Albert Walters. Der vor ihr stehende
ist einer ihrer zahlreichen Verehrer, der Baron
Feldheim. Der freche Mensch beugt sich so nah
ihr, daß von seinem Hauch, wie er zu ihr spr
sich ihre Locken leise bewegen, und er athmet
wollüstigem Lächeln den Duft ein, der ihren Haa
ihren Kleidern entströmt.

Die arme, aber ungemein adelstolze Baro
hatte ihren Gemahl auf einem der sogenann
Wohlthätigkeitsbälle kennen gelernt, wo die v
nehme Welt mit dem Offiziercorps, dem höhe
Beamtenstande und, Wunder über Wunder! — sog
mit einigen Bürgerlichen — wenn diese nämlich re
und hübsch sind und vornehme Bekanntschaften hab

durch die sie sich den Damen vorstellen lassen können — zum Besten der Armen walzt, polkt und galoppirt. Der junge Walters nun hatte viele Bekanntschaften unter den Offizieren, die seines Vaters gute Weine und feine Tafel zu schätzen wußten und deßhalb dem jungen Kaufmann schmeichelten. Die Besseren unter ihnen aber schätzten ihn schon allein seiner eignen liebenswürdigen Persönlichkeit willen. Durch seine Freunde vorgestellt, wurde es ihm leicht, mit den Damen der Haute-volée zu tanzen.

Die junge Baroneß, welche trotz ihres ärmlichen weißen Tarlatankleides und ihres Rosenknospenkranzes für zwanzig Groschen die kostbaren Toiletten der anderen Damen nicht zu beneiden brauchte, denn sie sah schön wie ein Engel und stolz wie eine Königin aus, gefiel Herrn Walters ganz außerordentlich, er konnte die Augen gar nicht mehr von ihr abwenden.

Auch sie hatte ihn bemerkt, ihr imponirte die hohe Gestalt mit dem feinen, aristokratischen Gesicht. So entstand bald der dringende Wunsch in ihr, daß er auch sie zum Tanz auffordern möge.

Endlich nahte er ihr in Begleitung des Rittmeisters Grafen von Cedern. Sie erwartete hocherröthend die Vorstellung und hielt sich nach seinem Aeußeren vollständig überzeugt, daß er nur der

Träger eines hochadligen Namens sein könne; ja es kam ihr sogar der Gedanke, es könne der fremde Prinz sein, der am Hofe angekommen war und den sie noch nicht gesehen hatte. Denn das Fräulein gehörte auch zu jenen Leuten, welche glauben, ein feines Exterieur, kleine Ohren, dergleichen Hände und Füße könnten nur allein im Besitze von hochgebornen Personen sein.

Ihr Erstaunen war groß, und geringschätzend zog sich ihre Lippe in die Höhe, als sie ihre Täuschung erkannte. Schon öffnete sie den Mund, um eine kalte, ablehnende Antwort zu ertheilen, aber ein rascher Blick in die schönen Augen, die mit unverkennbarer glühender Bewunderung auf ihr ruhten, verwandelte die Ablehnung in freundlichste Gewährung. Sie tanzte mit ihm, seine feine Bildung und angenehmen Manieren fesselten sie in so hohem Grade, daß sie ihm auf seine Bitte noch einen Tanz zusagte. Er führte sie zu ihrem Platze zurück, sich nur ungern von ihr trennend; denn ihre stolz zurückhaltende Freundlichkeit zog den an Zuvorkommenheit von Seiten der jungen Damen Gewöhnten mächtig an. Wohin er auch kam, war er der Mittelpunkt ehrgeiziger Speculationen der Mütter, welche ihre Töchter zu versorgen wünschten. Die junge Damenwelt selbst — mit Ausnahme einiger

frisch in der Gesellschaft angekommener Backfische, die noch harmlos ohne Nebengedanken aus fröhlichen Augen in die große, prächtige Herrlichkeit der Reunions hineinschauen — wetteiferte unter einander, sich gegenseitig mit häßlicher Eifersucht beobachtend nd bespöttelnd, den schönen Goldfisch in ihren Netzen zu fangen. Es gelang ihnen aber nicht, denn dies Treiben ekelte ihn an. Um so günstiger war der Eindruck, den der Stolz der schönen und, wie er von seinem Bekannten erfragt hatte, blutarmen Baroneß auf ihn machte. Viel lieber wäre er an ihrer Seite geblieben, als mit der schönen Gräfin Saldern zu tanzen, die doch gewiß dachte, daß die ungeheure Ehre, die sie dem Kaufmann erzeigte, da sie mit ihm tanzte, in seinem — wie sie voraussetzte — sie feurig bewundernden Herzen einen wahren Sturm des Entzückens erregen müsse.

Wie jämmerlich würde sie sich getäuscht gesehen haben, wenn sie einen Blick in das Herz dieses Mannes hätte thun können, an dem sie aus reiner Gefallsucht herausfordernde Blicke und zärtliches Lächeln verschwendete! Welche sonderbare Dinge würden zum Vorschein kommen, wenn eitle Schönen, gefallsüchtige Dämchen in die Herzen Derjenigen blicken könnten, die durch ihre Schmeicheleien Alles thun, um sie in ihrer Thorheit zu bestärken, und

trotz ihrer süßen Worte die Närrinnen, welche ihnen glauben, auf das Grausamste verspotten! Eine heilsame Kur für manche Kokette wäre solch' ein Blick! Schade, daß er unmöglich ist! —

Die alte Dame, mit der die Baroneß den Ball besuchte und von deren Gnade sie lebte — denn Clara war eine Waise — empfing die an ihrer Seite Platz Nehmende mit einem wahren Strom von Worten, welche alle die Lobpreisung des jungen Walters zum Gegenstande hatten.

Während des Tanzes hatte sich die alte Dame von den glänzenden Vermögensverhältnissen des jungen Mannes durch den Grafen Cedern unterrichten lassen. Sie schloß ihren Vortrag mit den Worten: „Kurz, mein Kind, ich sage Dir: wende Alles auf, um diesen jungen Kaufmann zu gewinnen. Es wird dies Dir gar nicht schwer werden, denn er findet offenbar großen Gefallen an Dir, wie es Jeder sehen kann, der nicht blind ist. — Du bist bald 24 Jahr alt und hast nun lange genug auf eine standesmäßige Verbindung umsonst gehofft. Ich habe es nachgerade satt, Dich überall vergebens umherzuführen. Ich sehne mich nach Ruhe, und die ist für mich nicht zu finden, so lange Du, mein Kind, unvermählt bist. Benutze Deine Schönheit, sie ist ein sehr vergängliches Gut. Dieser Walter

soll, wie der Graf sagt, hochgebildet sein; er ist hübsch und hat ein äußerst vornehmes Exterieur, sein großes Vermögen wird Dir eine glänzende Stellung geben. Was nützt uns hoher Adel?! Wenn wir nicht mit ihm die Mittel erhalten haben, dem hohen Stande angemessen zu leben, so sind wir elender und unglücklicher, als der ärmste Bürger. — Also, meine liebe Clara, beeile Dich, den schönen, reichen Fabrikherrn zu fesseln. Alle Deine Anbeter, jene Menge von unbemittelten Offizieren können Dich nicht heirathen, denn sie stecken bis über die Ohren in Schulden und müssen sich reiche Frauen suchen."

Stumm hatte Clara den geflüsterten Rathschlägen gelauscht. Als die alte Dame, ganz außer Athem, genöthigt war, inne zu halten, mußte sie sich gestehen, daß Alles, was sie vernommen, leider die volle, nackte Wahrheit sei. Rasch faßte sie den Entschluß, dem weisen Rathe der Tante zu folgen.

Sie manövrirte so gut, daß Albert ganz bezaubert sie bat, ihn ihrer Tante vorzustellen.

Die alte Dame empfing ihn freundlich und fand auch wirklich den feinen, gebildeten Mann sehr angenehm, es kostete ihr daher gar keine Ueberwindung, ihm die erbetene Erlaubniß zu seinem Besuch in ihrer Wohnung zu geben.

In einem halben Jahre war die Baroneß von Rüger „Frau Walters," ihre Tante aber konnte die ersehnte Ruhe hienieden nicht lange genießen, denn sie ging einen Monat nach der Vermählung ihrer Nichte zur ewigen Ruhe ein.

Anfangs schwamm der glückliche Albert in einem Meere von Wonne und Entzücken, aber nur zu bald trübte sich sein Glück durch den Stolz, die Gefallsucht und den Hochmuth seiner Gattin; den letzteren zeigte sie zwar niemals gegen ihn, allein dafür nur desto häufiger gegen Andere.

Doch vertiefen wir uns nicht zu sehr in diese Schilderung. Unser Zweck ist erreicht, der Leser ist genugsam bekannt mit diesem Paar, und es wird Zeit, uns nach dem Brautpaar umzusehen, das wir vergebens in dem Saal und den anstoßenden Zimmern suchen. Niemanden scheint aber diese Abwesenheit aufzufallen, denn man glaubt allgemein, die Verlobten werden in den Garten gegangen sein, um nach der Weise der Verliebten allein und ungestört von ihrem Glück zu flüstern und zu träumen. Ueberzeugen wir uns, ob diese Meinung die richtige ist.

3

Drittes Kapitel.

Ein folgenreiches Gespräch.

Margarethen erschien die Hitze in den Zimmern zu groß, einen leichten Mantel überwerfend, ging sie in den Garten, der ganz in altfranzösischer Manier angelegt, mit sorgfältig beschnittenen, dicht bewachsenen hohen Hecken, den weißen Götterstatuen und den zahlreichen Springbrunnen, einsam und schön, von dem goldenen Glanze der eben untergehenden Sonne beleuchtet, die Gebieterin empfing. Nachdem sie träumend einige Gänge durchwandelt war, ließ sie sich in einem kleinen Rondell nieder, über ihr Glück und die bevorstehende wichtige Veränderung ihres Lebens sinnend. . . . . Plötzlich aber erbleichten die blühenden Wangen, das Lächeln verschwand von den Lippen; die schönen Augen öffneten sich weit zu

einem entsetzten Blick, und die zarten Hände klammerten sich krampfhaft an die Bank, auf der sie saß.

Der Baron Lerslie, ihr Bräutigam, hatte, mit seinem Freunde dem Hauptmann von Gerster ein schon begonnenes Gespräch fortsetzend, auf der andern Seite der Hecke in ihrem Rücken Platz genommen. Die beiden Freunde wähnten sich ganz sicher vor einem lauschenden Ohr.

Der Hauptmann sagte im Tone des höchsten Erstaunens: „Wie, Egon, Du liebtest Deine Braut wirklich nicht? Ist denn das möglich? so schön wie sie ist?“

„Nun, und warum sollte ich sie lieben? We ihrer Schönheit allein? die genügt mir nicht. Ich kenne sie ja noch gar nicht, und ihre große Schüchternheit verbirgt, wie ich fürchte, etwas noch viel Schlimmeres — ihre Dummheit! Bei den wenigen Besuchen, die ich in Waltersdorf machte, ehe sie mir die Ehre erzeigte, meine Hand anzunehmen, ha ich kaum zwanzig Worte mit ihr gesprochen. Niemals habe ich sie bewegen können, in meiner Gegenwart zu singen oder zu spielen, obgleich ihr Vater ein lächerliches Wesen von ihren ausgezeichneten Talenten in dieser Beziehung macht. Wenn ihre Kenntnisse wirklich so groß wären, als er sagt, so würde sie doch gewiß bemüht sein, ihr Licht leuchten zu

lassen. Sie wäre wenigstens die erste Dame, die ich kennen lernte, welche mit ihren Künsten nicht zu prahlen und zu glänzen wünschte, sobald ein junger heirathsfähiger Mann in das Spiel kommt."

Man sieht, der Baron hatte eine sehr schlechte Meinung vom weiblichen Geschlecht. Verzeihung, schöne Leserin, nicht wir, sondern der Baron hegte diese ketzerische Meinung. Er sprach weiter:

„Nach der Verlobung habe ich mich wirklich aufrichtig bemüht, sie zu unterhalten und ihre Schüchternheit zu verscheuchen, aber es ist mir nicht gelungen; Alles, was meine Bemühungen ihr
war ein blödes Ja oder Nein
Sisyphus-Arbeit au
wüßte, daß
mal se

schloß er seufzend, und ließ das Haupt auf die Brust herabsinken.

„Aber, bester Egon, ich begreife Dich nicht! Warum heirathest Du sie denn, wenn Du sie durchaus nicht lieben kannst?“

„Ach, Moritz, ich muß! ich bin gezwungen zu dieser Ehe, die mich, ich weiß es, nur unglücklich machen wird. Nicht die Ehe an sich ist es, der ich abgeneigt bin, aber mir scheint es eine Entweihung der Ehe zu sein, mit einem Weibe in so enger Verbindung zu leben, das ich nicht liebe. Ich besitze nicht Sinnlichkeit genug, als daß ihre Schönheit ...zte und mir ihren Besitz als ein Glück er... Du schauest mich immer erstaunter ... Du bist mein Freund, ... Verschwiegen... ...s Vaters

nicht in gewohnter Weise fortsetzen könnte, r ihm ohnfehlbar durch eine Kugel ein Ende ,en und so zu der Schande noch das Verbrechen igen. Darum, mein Freund, schließe ich diese Verbindung, denn nur diese kann ihn retten. Jetzt, Moritz, weißt Du Alles."

„Mein Gott, ist das möglich? Armer Freund, so opferst Du Dein ganzes Lebensglück! Aber sage mir, Egon, weiß denn das Alles Dein Schwiegervater?"

„Moritz, Du beleidigst mich!" rief der Baron mit sprühenden Augen. Doch sich fassend, setzte er ruhiger hinzu: „Natürlich! Was denkst Du denn von mir? Ich werde doch ihn nicht betrügen? Als ich ihm unsere ganze Lage entdeckte, kam ich übrigens zu spät, er wußte schon Alles und mehr als ich selbst. Herr Walters hat eine halbe Million geopfert, die Schulden sind bezahlt, die verpfändeten Besitzungen ausgelös't, und mir giebt er hunderttausend Thaler baares Geld als die Mitgift seiner Tochter. Für alles Dies bekommt er einen Baron vom ältesten Adel zum Schwiegersohn, und seine dumme Tochter einen feingebildeten und, wie man sagt, schönen Mann. — Ich bin nur der Meinung, der wie Mann, mein werther Schwiegervater, bezahlt guten Dinge etwas zu theuer, denn ich selbst

wäre nicht geneigt, einen Heller dafür zu geben —“ schloß er mit einem unnatürlich klingenden Lachen der bittersten Selbstironie seine Rede.

Mitleidig entgegnete auf die bitteren Worte seines Freundes der Hauptmann: „Das arme Mädchen! wie dauert sie mich! Wenn sie Dich nun aber liebte?“

Darauf erwiderte achselzuckend der Baron: „Das sollte mir leid thun, denn es würde ihr Nichts nützen! Aber im Uebrigen glaube mir, mein Freund, wird sie sich über Nichts zu beklagen haben, denn ich werde sie immer als meine Gemahlin achten und ehren, so wie ich ihr stets ein treuer und nachsichtiger Freund sein werde.“

„Ueber Nichts zu beklagen? o, Egon! Und ist dies schöne liebliche Wesen nur geschaffen, um ewig in unbefriedigter Sehnsucht nach einem Herzen zu verlangen, das sie versteht? Soll sie ungeliebt an Deiner Seite verwelken? O, Egon! ich erkenne Dein weiches, edles Herz gar nicht mehr! Das Unglück hat es verbittert; wird nicht Margarethen's Herz in unbefriedigter Sehnsucht brechen?“

„Ah, pah! die Herzen brechen nicht so leicht, das kommt nur in Romanen vor! Ich kann ihr nicht helfen, warum ist sie so dumm. Aufrichtig habe ich mich bemüht, sie zu lieben, allein zu mir nicht gelungen; die Liebe muß eben ein zi

Geschenk sein, zu erzwingen ist sie nicht. Nun, weiß — obgleich ich es nicht glaube. — Vielleicht weckt der Besitz die Liebe! Vielleicht macht ihre Schönheit die Dummheit vergessen, wenigstens für einige Zeit. — Es werden ja so Viele jener sogenannten Convenienzheirathen geschlossen, und am Ende werden sie gar noch glücklich. Freilich —" stimmte er den leichten Ton herab, in dem er gesprochen, um sein eigenes Bedauern mit dem Schicksal Margarethens zu verbergen — „Freilich, jenes Glück, von dem ich einst träumte, das werde ich nie — nie an ihrer Seite finden. — — Doch fort mit den trüben Gedanken! Komm, Moritz, wir wollen in das Schloß, die Grillen vertanzen und sie im Champagner ertränken. Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude! wie Schiller sagt." Den Freund fortziehend, entfernte er sich.

Den tödtlichen Schmerz zu schildern, der das Herz der unglücklichen Braut zerriß, als sie so die unwillkürliche Zeugin dieses Gespräches ward, das alle Blüthen des Glückes in ihr mit einem schrecklichen Schlage vernichtete, ist unmöglich. — Nur Der, welcher alle Hoffnung, alle Freude des Lebens mit einem Male in den Abgrund versinken sah, kann wissen, was sie empfand. Die Hand auf das Herz gepreßt, mit aschbleichen Wangen, zitternden Lippen

und erloschenen Augen lag sie fast leblos in ihrem Sitz; gewaltsam den lauten Ausbruch der schrecklichen Qualen, welche sie erlitt, unterdrückend, hörte sie unbeweglich, willenlos Alles mit an. Sie war ein starkes, kräftiges Mädchen, und so erbarmte sich keine Ohnmacht ihrer, die einer weniger gesunden Natur zu Hülfe gekommen sein würde.

Es ist wahr, so heiter, lebhaft und feurigen Geistes sie war, so stolz sie sich sonst bewegte, in Gegenwart ihres Verlobten war sie so schüchtern, daß sein Irrthum verzeihlich erschien; sein Eintreten genügte, sie in der heitersten Rede zu unterbrechen und aus dem geiststrahlenden Mädchen ein steifes, unbehülfliches Wesen zu machen; seine kalthöflichen Aufmerksamkeiten verstärkten nur ihre Schüchternheit, die allein aus jungfräulicher Scham und Furcht entstand, durch ein Wort, ja nur durch einen Blick die Liebe ihm zu verrathen, von der ihr ganzes Her erfüllt war. Ein erfahrerner Mann, als der Baron, oder Einer, der sie geliebt, würde mit sicherem Blick diese eisige Mauer der Zurückhaltung durchdrungen und errathen haben, was sich dahinter verbarg.

Von seiner Liebe zu ihr war sie bis jetzt vollständig überzeugt gewesen, denn sie kannte die Macht ihrer Schönheit. Im Ueberfluß erzogen, kam ihr keinen Augenblick der Gedanke, daß auch auf

Höhen des Lebens die bittere Armuth, die dort doppelt schmerzliche, wohnen könne, daß der hochgeborene, feine Cavalier genöthigt sei, um sich aus einer so schlimmen Lage zu retten, sie, die schöne, vielbewunderte und geliebte Margarethe nur um ihres Geldes willen begehren könne. — War doch selbst ihrem erfahrenen Vater, der das ganze geheime Elend des Barons kannte, dieser Gedanke nicht gekommen. Er liebte seine Tochter so zärtlich und war so stolz auf ihre große Schönheit, daß er es unglaublich, ja lächerlich gefunden haben würde, wenn man ihm gesagt, der Mann, den sie mit ihrer Hand zu beglücken im Begriff stehe, liebe sie nicht. — — Margarethens unerfahrenem, durch die eigene Leidenschaft verblendetem Herzen waren seine Artigkeiten und sichtlichen Bemühungen um sie als Liebe erschienen; das sah sie wohl, daß er sie nicht in dem Grade liebe, als sie ihn, allein das erschien ihr nur natürlich, denn mit der Demuth der ächten Liebe blickte sie zu ihm wie zu einem höheren Wesen empor, und erschien sich zu klein, zu unbedeutend für ihn. — Ihr erster Gedanke, als sie so ihre grau[sa]me Täuschung erkannte, war schleunige Trennung. — Doch als sie weiter hörte und erkannte, daß ihr [Zu]rücktreten unvermeidlich Unglück und Schande, [üb]er den — ach, immer noch so Heißgeliebten bringen

werde, da verwarf sie schnell diesen Gedanken. Sie kannte ihren Vater zu gut, er würde, wenn sie ihm, wie sie dann mußte — denn die Lüge war ihrem reinen Herzen fremd — die Ursache zu ihrem Zurücktreten mittheilte, empört in seinem Stolze, verletzt in seiner zärtlichen Liebe zu ihr, sogleich seine Gelder zurückziehen und schonungslos dem Baron und seinen Vater dem Elende, der Schande überliefern. Sie wußte, daß keine Thränen, keine Bitten von ihrer Seite ihn davon abbringen könnten. In diesem Falle war ihre Macht über den Vater zu Ende. Das wußte sie, und darnach faßte sie großmüthig ihren Entschluß. Ganz wollte sie das Opfer vollbringen. Den Geliebten zu retten, ihm ein behagliches Dasein zu schaffen, dafür wollte sie leben, sie wollte den Namen des Barons annehmen. — Was schadete es denn, wenn ihr Herz brach — Niemand wußte es ja, Niemand sah die Wunde. „O, die Herzen brechen nicht so leicht!" rief sie mit bitterem Gelächter dem Baron nach und erhob sich. Langsam und äußerlich ruhig kehrte sie zum Schlosse zurück.

Welcher Unterschied zwischen der rosigen g[illegible]lichen Braut, die vor einer Stunde diese Gä[illegible] durchschwebte, und dem bleichen gebrochenen Wes[illegible] das mit schleppendem Schritte dahinwankt[illegible] [illegible]

verhängnißvoll kann eine Stunde, eine einzige kleine Stunde für uns arme gebrechliche Sterbliche werden! Wie wahr ist, was der Dichter sagt:

„O Menschenherz, was ist Dein Glück?
Ein räthselhaft geborener
Und kaum gegrüßt, verlorener,
Nie wiederholter Augenblick!“

Margarethe war verändert im Inneren, so wie im Aeußeren. Der Ernst des Lebens war an sie herangetreten. Aus dem fröhlichen Mädchen, das kindlich und vertrauensvoll in die Welt geblickt hatte, deren Antlitz der treue Spiegel ihres Inneren gewesen war, war ein ernstes, allen Fremden mißtrauendes Weib geworden — kalt und verschlossen waren ihre Züge, der Schmerz lehrte sie die schwere Kunst der Verstellung.

Als sie um die Windung der Allee bog, stieß sie einen leisen Schrei aus und fuhr mit der Hand nach dem Herzen. Sie blieb stehen, eine noch tiefere Blässe bedeckte ihr Gesicht, der aber augenblicklich eine dunkle Röthe folgte; suchend, und wie hülfeflehend schweiften ihre Augen umher, als müsse Jemand kommen, um sie vor dieser ihr jetzt schrecklichen Begegnung zu retten . . . . Der Baron kam ihr entgegen, er suchte seine Braut.

Margarethe kämpfte mühsam ihre Bewegung

nieder; jetzt galt es, sich zu verstellen, er durfte nicht ahnen, daß sie ihn gehört, daß sie ihre Demüthigung kannte. Bis er sie erreicht hatte, war ihr Antlitz wieder ruhig und kalt wie vorher, mit niedergeschlagenem Blick erwartete sie seine Anrede.

Forschend und besorgt ruhete sein Auge auf ihr, denn ihm war der Gedanke gekommen: „Wenn sie Deine Unterredung mit Gerster gehört hätte!" Darüber mußte er sich Gewißheit verschaffen, er sagte deßhalb zu ihr: „Verzeihen Sie mir, liebe Margarethe, daß ich Ihre einsame Promenade zu stören wage, allein ich fürchtete, Sie möchten sich erkälten; Sie sehen so bleich aus, waren Sie schon lange im Garten?"

„Nein, nur erst einige Minuten. Es herrscht eine unerträgliche Hitze in den Zimmern, und mein Kopf schmerzt so sehr," erwiderte sie mit bebender Stimme.

Erleichtert athmete er auf und sagte freundlich: „Dann, meine liebe Margarethe, erlauben Sie mir, Ihnen meinen Arm zu geben, machen wir denn gemeinschaftlich Promenade, wie es Brautleuten zie Doch nehmen Sie ihren Mantel fester um sich, w Abendluft weht kühl." Mit diesen Worten hüllt sie sorglich fester ein, und bot ihr dann seinen A i Schweigend legte sie ihre Hand hinein und ging

seiner Seite die Allee zurück; willenlos ließ sie sich führen, sprechen konnte sie nicht. So ließ sie ihn denn plaudern, von Lerslie, und wie er hoffe, daß es ihr dort gefallen werde, denn die Umgegend sei dort nicht minder schön, als in Waltersdorf. Weiter sprach er von den benachbarten Gutsbesitzern, und wie angenehm es im Winter sei, wenn man sich bald auf diesem, bald auf jenem Gute zusammenfinde.

Margarethe fühlte sich mit jedem Schritte, den sie that, schwächer werden, die Verstellung ging über ihre Kräfte, zu sprechen wagte sie nicht; denn sie fürchtete, der Laut ihrer Stimme müsse ihm ihre inneren Schmerzen verrathen.

Endlich bemerkte er, daß ihr Arm immer schwerer auf dem seinen lastete, sich umwendend blickte er in ihr in der eingebrochenen Dämmerung noch bleicher erscheinendes Gesicht. Erschrocken blieb er stehen und schlang den Arm um sie: „Mein Gott, Margarethe, Sie sind so bleich! Sind Sie krank?“

Als sie seinen Arm sie umschlingen fühlte, erschütterte ein Schauder ihre ganze Gestalt, sie wankte. Er rief: „Sie frieren, Margarethe, Sie sind krank!“ Damit schlang er ohne Weiteres auch seinen anderen Arm um sie, hob sie auf und eilte mit ihr nach dem Schlosse.

Sie fühlte sich zu schwach, um ihn zu verhin-

dern, auch wollte sie es nicht, sie empfand in seiner sichtbaren Besorgniß um sie einen Schimmer von Glück. Mochte auch gleich darauf der Gedanke kommen: „Es ist ihm nicht um Dich zu thun, sondern er fürchtet Dein Geld zu verlieren —“ hatte sie doch wenigstens ein Mal in seinen Armen geruht —

Marie, das Kammermädchen, erschrak fast zum Tode, als sie den Baron mit seiner bleichen, scheinbar leblosen Last erblickte; sie schrie auf. Aber der Baron sagte: „Schweig', Marie, und mache keinen Lärm. Das Fräulein ist nur ein wenig unwohl, bringe Aether herbei und lockere ihr die Kleider. Ich werde Herrn Walters herschicken und mein Pferd satteln lassen, damit ich, wenn es nöthig sein sollte, sogleich den Arzt herbeiholen kann. Du wirst mich benachrichtigen.“ Er hatte Margarethe, die die Augen geschlossen hielt und kein Zeichen des Lebens gab, auf die Ottomane gelegt, und ging, um Herrn Walters schonend den Zustand der Tochter mitzutheilen.

Margarethe, obgleich bei voller Besinnung, ließ das Kammermädchen Alles thun, was diese für nöthig hielt, und stellte sich dann, als erwache sie aus der Ohnmacht. Im Zimmer umherblickend, richtete sie sich auf und sagte: „Ich danke Dir, mein Kind, mir ist jetzt besser.“

„Gott sei Dank! Was war dem gnädigen Fräulein zugestoßen?"

Ehe Margarethe antworten konnte, öffnete sich leise die Thür, und Herr Walters schauete herein. Als er sie sitzend erblickte, rief er: „Ist Dir jetzt besser, meine Marga? Mein Gott, Du siehst sehr angegriffen aus, Du wirst doch um Gottes willen nicht krank werden?"

Margarethe zwang sich zum Lächeln und sagte: „Nein bewahre, liebster Papa, mir ist jetzt viel besser!"

„Du warst im Garten mit Egon, wie ich hörte. Gewiß hast Du Dich da erkältet!"

„Nicht doch, eben weil ich mich unwohl fühlte und mein Kopfweh zunahm, ging ich hinab."

„Ich werde zum Arzte schicken, mein Herz!"

„Ach, wo denkst Du hin, liebster Vater, es ist Nichts weiter, als mein gewöhnliches Kopfweh, das von der Hitze und der Aufregung erhöht wurde. Aengstige Dich ja nicht, nach einer ruhig verbrachten Nacht werde ich ganz munter sein. Deßhalb bitte ich Dich auch, Egon zu sagen, daß ich ihn nicht mehr sprechen kann und ungestört bleiben muß."

„Wenn Du glaubst, daß gewiß Nichts zu fürchten ist?"

„Nein, mein lieber guter Papa, sei ganz ohne Sorge um mich. Ich fühle mich im Uebrigen ganz

wohl. Amüsire Dich ohne einen Gedanken der Sorge, und eröffne mit Deinen Gästen den Ball der Arbeiter; ich werde schlafen, und Du weißt, das wird mich gleich curiren."

„Nun denn gute Nacht, mein geliebtes Kind, Gott schütze und segne Dich, Du Glück Deines Vaters!" Die Tochter umarmend und wiederholt zärtlich küssend, entfernte sich beruhigt der alte Herr.

Der erstaunten Gesellschaft wurde mitgetheilt, daß die Braut, von einem leichten Unwohlsein befallen — das indeß kein Bedenken errege — sich zur Ruhe begeben habe. Nach den gewöhnlichen Aeußerungen lebhaften Bedauerns verließ die glänzende Versammlung das Schloß, um hernieder zu steigen zu den Arbeitern und deren Ball zu eröffnen. Nachdem man dies gethan, und die Herren die hübschen Mädchen aus dem Volke genug beäugelt und umschmeichelt hatten, kehrte man in die glänzenden Räume des Schlosses zurück, die jetzt in feenhafter Beleuchtung prangten, und führte die hübschen Polterabendscherze ohne die Braut auf. Daß es an pikanten Bemerkungen über die fehlende Braut und den wortkargen Bräutigam nicht fehlte, wird wohl Keiner, der die übertünchte Heuchelei des gesellschaftlichen Lebens kennt, bezweifeln. In jenen Kreisen hat man oft genug den Scherz auf der Lippe und

den bitteren Groll im Herzen. Den man haßt und verderben möchte, dem schmeichelt man und umarmt ihn, und dessen guten Namen man eben zu vernichten bemüht war, den empfängt man mit Lobeserhebung und Freundschaftsbetheuerungen. Es ist ein glatter Boden, auf dem man in der sogenannten Gesellschaft wandelt, und wehe dem Harmlosen, der unvorsichtig und vertrauend Alles, was man ihm sagt, für baare Münze nimmt! —

Ehe der Baron die Ruhe suchte, begab er sich nach den stillen Zimmern der Braut, und erhielt auf seine besorgte Frage von dem Kammermädchen den tröstlichen Bescheid, das Fräulein befinde sich besser und genieße einen ruhigen Schlummer.

Dies war ihm eine tröstliche und beruhigende Nachricht, denn er hatte bereits gefürchtet, daß die Vermählung aufgeschoben werden müsse, und er sehnte sich doch so sehr — so sehr nach Ruhe, nach einem Leben seiner eignen Neigung gemäß, entfernt von dem wüsten Treiben seines Vaters, im Besitz der nöthigen Mittel, das lange vernachlässigte Gut Leslie wieder in die Höhe zu bringen.

Bisher war seine Gegenwart in der Residenz nothwendig gewesen, denn er allein war im Stande, den toll in den Tag hinein lebenden Vater ein wenig in den Schranken zu halten.

Viertes Kapitel.

Ein Brief. — Ein ehelicher Zwist.

Margarethe saß ausgekleidet vor ihrem Schreibtisch, in der Hand hielt sie einen Brief, den sie zu lesen bemüht war; allein die Thränen, welche die schönen Augen verdunkelten, erlaubten ihr nicht, auch nur einen Buchstaben zu erkennen. Den Brief weit von sich schleudernd und das Haupt auf die über den Tisch geworfenen Arme senkend, gab sie sich einem leidenschaftlichen Ausbruche ihres Schmerzes hin.

Wir wollen den Brief aufnehmen und ihn lesen. Er ist heut' Morgen im vollen Bewußtsein ihres geträumten Glückes geschrieben — an ihre vertraute Freundin gerichtet, trägt er die Aufschrift:

„Geliebte Marianne!

„Wenn Du diesen Brief erhältst, wenn Deine lieben Augen darauf ruhen, wird Deine glückselige Greta nicht mehr sich allein angehören, sie wird vermählt und in den Armen des Geliebten glücklich sein.

„Morgen ist der ersehnte Tag, der auf ewig mich ihm zu eigen giebt.

„Zum letzten Male schreibe ich Dir als Mädchen, morgen bin ich eine Frau — seine Frau! — — O, Marianne! klingt das nicht unendlich süß? Welche Fülle von Glück liegt in diesen zwei kleinen Worten!

„Ach, meine theuerste Marianne, wie gnädig ist doch Gott gegen mich! Wie selten ist es einer Sterblichen vergönnt, die erste Liebe ihres Herzens so ganz ohne alle Hindernisse durch eine Vermählung mit dem Geliebten gekrönt zu sehen!

„Sonderbar! Mein schöner Egon — denn er ist sehr schön — der, am Hofe lebend, so viel schöne und seiner ebenbürtige Damen zur Auswahl hatte, die gewiß alle sich glücklich geschätzt haben würden, ihm als Gattin zu folgen, er geht an ihnen Allen kalt vorüber und wählt statt der hohen stolzen Rosen das arme kleine Veilchen, um es an sein Herz zu

legen — um es in seinen Armen den Himmel auf Erden finden zu lassen.

„Ach, Marianne, werde ich denn jemals den Muth finden, ihm die glühende Liebe meines Herzens zu gestehen? Denn wirst Du es glauben? Ich, die Du im Scherz Deine stolze Prinzessin zu nennen pflegtest, ich selbst — ich — bin in seiner Gegenwart so schüchtern, daß ich kaum zu sprechen wage, aus Furcht, mir ein Wort entschlüpfen zu lassen, das ihm verrathen könnte, wie sehr, wie unendlich ich ihn liebe!

„Nun, vielleicht giebt mir meine neue Würde mehr Muth; meinst Du nicht auch, daß er es lächerlich finden würde, wenn die Frau, die ihm mit Leib und Seele angehört, gegen ihn so schüchtern bleiben und nur zögernd mit ihm sprechen wollte?

„Süße Marianne! Wenn Du, meine geliebte Freundin, nur zugegen sein könntest, wenn ich den Schwur der Treue mit meinem theuren Egon austausche! Wie sehr bedauere ich, daß Du Deinen Vater nicht verlassen kannst; schreibe nur wenigstens recht bald und behalte mich lieb.

„Ich aber, wie ich mich auch nenne — ob Mädchen oder Frau — so werde ich doch stets bleiben

Deine

getreue Greta.“

Wenn der Baron dies hätte lesen können, würde er dann noch den Glauben gehegt haben, die Schreiberin dieses zugleich glühenden und naiven Briefes könne dumm sein? —

Nach längerer Zeit erhob sich die unglückliche Braut; hastig die Thränen trocknend, ergriff sie den Brief, couvertirte und siegelte ihn, fest war die Handschrift, mit der sie die Adresse geschrieben, ruhig, ohne Zittern die Hand, welche ihn in das für abgehende Briefe bestimmte Körbchen auf dem Kaminsims legte, nur die Stimme sprach von dem ganzen bitteren Weh ihres Herzens, als sie rief: „Nein! Niemand soll wissen, was ich leide; selbst Marianne nicht, auch sie soll an mein Glück glauben. Allein, ganz allein will ich meinen Gram und meine Demüthigung tragen! Niemand soll darum wissen! Nur Du allein, mein Gott und Herr, Du kennst mein Herz und wirst mir beistehen! — Auf die Kniee sinkend, betete sie. — Und Trost und Ruhe kam in ihr armes, gequältes Herz. Sie suchte ihr Lager, und bald kam der Freund aller Menschen, der Tröster aller Schmerzen, seien sie auch noch so tief; er senkte süßes Vergessen auf das Wesen, das, so schön und so jung, doch schon das Leiden kannte.

*　*　*

Frau Walters sitzt halb liegend in einer Chaiselongue ihres Schlafzimmers, träumerischen Blickes schaut sie vor sich hin.

Das Zimmer ist so schön, daß es wohl eine eigene Beschreibung verdient. Die Wände bedeckt weißer gefalteter Mousselin auf rosa Atlastapete. Die Möbel sind von dunklem Holz, mit rosa Reps bezogen; weiße Spitzengardinen auf rosa seidenen Untergardinen verhüllen die Fenster. Das Bett steht in einer Art Alkoven, der nur groß genug ist, um es gerade aufzunehmen; reiche Spitzenvorhänge verhüllen es, sind aber jetzt durch den ausgestreckten, die Fackel haltenden Arm einer weißen Marmorstatue, „Hymen" vorstellend, zurückgehalten. Auf der anderen Seite des Alkovens, dem Gott der Ehen gegenüber, steht die reizende Marmorgestalt Psyche's, lauschend vorgebeugt, den Finger auf die Lippen gelegt und in der rechten Hand eine Ampel von rothem Glas an goldenen Ketten haltend. Das in der Ampel brennende Licht wirft einen rosigen Schein auf die Stickereien und Spitzen des duftenden Lagers.

Blickte man sich um in diesem geschmückten Raume und sah die herrliche, schlanke und doch volle Gestalt des schönen Weibes in dem verführerischsten Negligée, die blonden Locken unter dem Häubchen hervorquellend, mit den schönen, in feuchtem Glanze

schwimmenden Augen, dem lieblich und träumerisch lächelnden rothen Munde, ... wirklich, man hätte sich überzeugt halten dürfen, der glückliche Besitzer von diesem Allen finde hier sein irdisches Paradies. —

— Es konnte so sein — allein — in diesem Paradiese fehlte die Schlange nicht. In dem Herzen des bleichen Mannes, der dort an den weißen Marmorkamin gelehnt, sein schönes Weib mit glühendem, verzehrendem Blick der Liebe betrachtet, nagt diese Schlange mit wüthenden Bissen; ihr Name ist „Eifersucht!“

Frau Walters hat heute wieder einmal so auffallend kokettirt, daß ihr Gemahl bedauernde Blicke in Menge auf sich gerichtet sehen, das Benehmen seiner Frau streng tadelnde Bemerkungen der Gäste vernehmen mußte, die freilich nicht für sein Ohr bestimmt waren, es aber dennoch erreichten. Er selbst hat alle ihre süßen Blicke, ihr Lächeln gezählt, das sie Anderen schenkte, an Andere verschwendete. Jetzt glaubt er sogar, daß sie in diesem Augenblicke mit dem Lächeln, welches die purpurrothen Lippen theilt und die schönen Zähne gleich einer doppelten Perlenschnur sichtbar werden läßt, an jenen Herrn von Feldheim — den wir im Saale vor ihr stehen sahen — denkt. Herr Walters irrte sich. Sie dachte an Niemanden insbesondere. Gleich allen eitlen Frauen,

die nach jeder Gesellschaft, der sie beigewohnt, noch einmal in der Erinnerung die Triumphe genießen, welche sie gefeiert, oder welche gefeiert zu haben sie sich einbilden, so erinnerte auch sie sich mit Entzücken der Huldigungen, welche die Männer — die ja so freigebig damit sind — ihr dargebracht hatten. Zugleich überdachte sie alle die neidischen Blicke, die boshaften Bemerkungen der Damen, und zählte sie als eben so viele Triumphe; denn sie wußte sehr gut, wenn sie häßlich, reizlos gewesen wäre, so würden alle die sogenannten Freundinnen, jene liebenswürdigen Lästerzungen, es nicht der Mühe werth gefunden haben, sich mit ihr zu beschäftigen. — Sie liebte ihren Mann wirklich aufrichtig, allein seinetwegen all' diesen Huldigungen und Triumphen zu entsagen, die eine Frau niemals ganz ohne Gefahr für ihren Ruf durch ihre Koketterie herausfordert, fiel ihr gar nicht ein. Was schadete es ihm, wenn auch Andere sie schön fanden und es ihr sagten? — blieb sie nur seine treue Gattin, so ging ihn das Andere Nichts an. Im Gegentheil, er mußte nur entzückt sein, daß die von Allen Bewunderte, von Allen Begehrte nur ihm allein gehörte, nur in seinen Armen Worte der Liebe stammelte. . . . . So waren ihre Gedanken über diesen Punkt. Sie war an Schmeichelei gewöhnt und würde in ihrem eitlen

Herzen eine ganz unerträgliche Leere empfunden haben, wenn sie diesem Vergnügen hätte entsagen müssen.

Herr Walters konnte es jetzt nicht länger ertragen. Er näherte sich ihr; unhörbar über den weichen Teppich, der den Fußboden bedeckte, dahinschreitend, legte er seine Hand leicht auf ihre Schulter: „Woran denkst Du, Clara?“

Sie erhob den Kopf, lächelnd zu ihm aufblickend sagte sie: „Ei, woran sollte ich denken? Sonderbare Frage! Ich ging in Gedanken noch ein Mal die Ereignisse des Tages durch und amüsirte mich damit. War meine Toilette nicht schön? Man sagte mir, ich sähe hinreißend aus, und wenn ich dem nicht hätte glauben wollen, so bestätigten doch alle die neidischen Blicke meiner lieben Freundinnen das zur Genüge. Nur allein mein Gemahl stand steif und kalt von Ferne, nur er allein schien die entzückte Bewunderung der Anderen nicht zu theilen. Ja, ja, so ist es!“ — sie seufzte — „der ruhige Besitz erkaltet die Liebe.“

Albert's Augen begannen zornig zu blitzen, er lachte laut auf, aber es war ein bitteres, schneidendes Lachen: „Kalt meine Liebe? ach, wäre sie es! Ruhiger Besitz sagst Du? Ja wahrlich, ich erfreue mich eines ruhigen Besitzes! Wie lässest Du mein Herz, das nur zu sehr Dich liebt, nicht täglich, stündlich von Eifersucht erzittern, wenn ich es ruhig mit ansehen muß,

daß Du die frechen, aufdringlichen Huldigungen der Gecken, welche Dich umschwärmen, mit verlockendem Lächeln annimmst, statt, wie es Deine Pflicht wäre, sie zurückzuweisen!“

„Nun, das muß ich sagen!“ — rief Clara, vor Zorn erglühend — „Eifersucht! Du rasest wohl? Gebe ich Dir dazu Ursache? Wenn ich die Huldigungen, welche meiner Schönheit und meinem Stande gebühren, annehme, so bist Du eifersüchtig! Ei, mit welchem Rechte? Als ich Dir meine Hand gab, habe ich Dir gesagt, daß ich auch als Kaufmannsfrau das Leben fortzusetzen wünschte, welches ich seit meinem Eintritt in die Gesellschaft gewohnt war. Du warst das damals ganz zufrieden und entgegnetest mir, daß Du die schönste Blume des Hofes nicht in Einsamkeit verblühen lassen wolltest, sondern Du würdest bemüht sein, sie mit all' dem Glanze zu umgeben, der ihrem Werthe angemessen sei; Du würdest Dich, wenn sie von Anderen bewundert würde, mit der seligen Gewißheit trösten: der alleinig geliebte, glückliche Besitzer dieser unvergleichlichen Blume zu sein! Das waren Deine eigenen Worte. — Und nun möchtest Du mich lieber hier im Schlosse einsperren, als sei ich eine Türkin, damit ja Niemand, als der Herr und Gebieter, diese Blume schaue, daß sie nur für ihn allein blühe!“

Man sieht, es ist nicht gut, wenn ein Bräutigam zu sehr schwärmt und zu viel verspricht; denn die Damen haben für alle solche Dinge ein ganz unvergleichliches Gedächtniß; auch die Vergeßlichste wird so Etwas nie vergessen, und es kann leicht eine Zeit kommen, wo es der Herr Ehegemahl ein wenig unbequem finden dürfte, an derlei poetische Ergüsse erinnert zu werden.

Mit großer Ruhe hatte Albert den heftigen Worten der gereizten Frau zugehört. Der Zorn war fast verflogen, und es glitt sogar ein leises Lächeln über ihr gutes Gedächtniß auf seine Lippen. Wunderschön sah sie aus in ihrer zornigen Erregung, mit den blitzenden Augen, den höher gerötheten Wangen und dem stolz zurückgeworfenen Haupte. Er schloß fest die Arme über einander, denn sie strebten sich zu öffnen und das selbst noch im Zorne schöne Weib an seine Brust, an das hochschlagende Herz, das sich ihr entgegendrängte, zu drücken. —

Er beherrschte sich aber und sprach mit ruhigem Tone: „Achte auf Das, was ich Dir jetzt sage, meine Clara. Nicht einen Augenblick fällt mir es ein, Dich in Einsamkeit vergraben zu wollen. Du weißt sehr wohl, wie sehr Du mit diesen Deinen Worten übertrieben hast. Aber — ich kann und ich werde verlangen, daß Du Rücksicht auf meine und Deine Ehre

nimmst. Sobald jene Huldigungen, welche man Dir darbringt, einen frechen Charakter annehmen, dann sollst und mußt Du sie zurückweisen, anstatt sie noch gar herauszufordern. Ich wünsche daher, daß Du diesen widerlichen Menschen, jenen Baron Feldheim, der ein Wüstling ersten Ranges ist, und der einen schlechten Ruf und einen noch schlechteren Charakter besitzt, der nur um seines ehrenwerthen Vaters willen in der guten Gesellschaft geduldet wird — durch kalte Behandlung von Dir entfernst und überhaupt Deine Gefallsucht ein wenig milderst. Wenn Du diesen meinen Wünschen nachkommen willst, so werde ich Dir dankbar sein und einen großen Beweis Deiner Liebe für mich darin erblicken. Es ist dies ja so wenig, was ich da von Dir verlange. Sprich, meine Clara, willst Du meinen Wunsch erfüllen?" Seine Stimme war weich und sanft geworden bei seinen letzten Worten.

Auch sie war ruhiger geworden; ihr Zorn war verschwunden, und sie wußte seine Selbstbeherrschung zu würdigen, mit der er seinen von Natur heftigen Charakter zügelte, um sie nicht durch einen Zornausbruch zu verletzen; auch fühlte sie wohl, daß sie heute ein wenig zu weit gegangen und seiner Verzeihung bedürftig sei. Ihre Liebe drängte sie, nachzugeben; aufstehend schlang sie die Arme um seinen

Hals und zog den Gemahl zu sich nieder, indem sie zärtlich sprach: „Ja, mein theurer Albert, ich will Alles thun, was Du wünschest. Verzeihe mir nur meine Unarten und meine Heftigkeit. Komm, mein Geliebter, glätte Deine Stirn, laß Deine schönen Augen wieder heiter strahlen und zürne Deiner Clara nicht mehr. — Willst Du mich nicht küssen?"

Einen langen, heißen Kuß drückte er auf die frischen Lippen und fühlte jede Sorge aus seinem Herzen schwinden. — Der Dämon in ihm schlummerte, die Hydra der Eifersucht hatte einen Kopf verloren. Wie lange wird es wohl dauern, bis ein neuer wächs't? — — —

Fünftes Kapitel.

Die Trauung.

Strahlend und im schönsten Glanze der Frühlingssonne war der Morgen heraufgekommen, welcher zwei Menschen für immer vereinigen sollte, die mit so verschiedenen Gefühlen bereit waren, mit einander den Schwur der Treue am Altare vor dem allsehenden Auge Gottes zu tauschen. Bräutlich geschmückt war die ganze herrliche Natur rings umher. Spät schon war es am Morgen, und die Sonne hatte gänzlich den Thau — „die Thränen der Nacht" — von den Blumen und den Fluren geküßt.

Schon standen die Wagen bereit, um das Brautpaar, die Schaar der Gäste zur Kirche zu führen.

Am Arme des Vaters erschien die Braut. Sie trug ein weißes echtes Spitzenkleid auf einem Unterkleide von weißem Atlas. Ein prächtiger Schleier, der sie ganz umhüllte, wurde von einem einer Königin würdigen kostbaren Brillantdiadem gehalten, das der Myrthenkranz umschlang.

Dieses Diadem und der dazu gehörige Hals- und Armschmuck war ein Geschenk des Bräutigams und gehörte zu dem unveräußerlichen Familienschmuck der Lerslies. Die verstorbene Baronin, seine Mutter, der leichtsinnigen Verschwendung des Gemahls gewohnt, hatte diesen Schmuck dem Sohne gesichert, indem sie ihn bei einer vertrauten Freundin verbarg, mit der Bestimmung, ihn dem Sohne zu übergeben, wenn er sich vermähle. — Der junge Baron war hoch erfreut, daß er dadurch sich in den Stand gesetzt sah, der Braut ein Geschenk zu machen, wie selbst sie, die im Ueberfluß Erzogene, von des Vaters Liebe mit Juwelen Ueberschüttete, nichts Aehnliches besaß.

Der alte Baron aber war nicht wenig erstaunt, den spurlos verschwundenen Familienschmuck wieder zu erblicken. Noch größer aber war sein Erstaunen, als ihm der Hergang bekannt geworden war, als er erfuhr, daß die sanfte, demüthige Frau, seine Gemahlin, die während ihres Lebens keinen andern Willen kannte, als den seinen, noch auf ihrem Todten-

bette sich zu einer unabhängigen Willensäußerung erhoben und seiner Verschwendung ein so werthvolles Besitzthum entzogen hatte.

Noch gaben wir keine Beschreibung des Aeußeren unseres Brautpaares, und schalten diese deßhalb hier ein.

Margarethe ist über Mittelgröße, von schlankem, geschmeidigem Wuchs, vollendet schöner Büste. Auf dem schön gebogenen, schneeweißen Halse ruht ein klassisch geformter kleiner Kopf mit hellbraunem, goldglänzendem Haar, von seltner Fülle geschmückt. Die Stirn ist hoch und gewölbt, die Augen, tief und feurig, von graublauer Farbe, sind mit langen, dunklen Wimpern geziert, von schön geschwungenen Brauen überwölbt; die Nase edelgeformt, und ein kleiner korallenrother Mund mit den niedlichsten Zähnen; ein tiefes Grübchen im Kinn vervollständigt das reizende Ganze. Noch bleibt zu bemerken, daß das Kaufmannskind gleich ihrem Bruder jenes Etwas besaß, von dem hochgeborne Leute sagen, daß es nur dem Adel reiner Race eigen sei; kleine schmale Hände und Füße und sehr kleine Ohren. —

Der Baron ist hoch und breitschulterig gewachsen, sein Gesicht, von edlem Schnitt, schönen Zügen, ist leicht gebräunt und trägt einen sehr ernsten, stolzen Ausdruck; sehr selten lächelt er, dafür aber

ist dieses Lächeln wahrhaft bezaubernd, es scheint das ganze ernste und etwas kalte Gesicht zu erleuchten, es zu erwärmen. Die Augen sind dunkel und strahlend, das Haar schwarz, an den Spitzen leicht gelockt, ein wohlgepflegter dunkler Bart umgiebt die Wangen und schmückt die Oberlippe.

Auch ihm wie allen Andern ist das Aussehen der Braut aufgefallen, nicht weißer ist ihr Gewand, als ihre Wangen. Den Blick des Bräutigams vermeidend, erwidert sie seine Begrüßung mit einigen gemurmelten Worten, die er nicht versteht; doch ihm bleibt keine Zeit, über ihr Betragen nachzudenken, da sie erst im letzten Augenblick vor der Abfahrt erschienen ist.

Die Gäste sind schon vorausgefahren, eben steigt Herr Walters mit Clara ein, die, dem Wunsche des Gatten gehorsam, zum großen Aerger Herrn von Feldheim's zwei anderen Herren die Ehre zu Theil werden ließ, mit ihrem Gemahl ihren Wagen zu theilen.

Der Baron führt seine Braut zu ihrem Wagen, in dem sie mit ihrem Vater zur Kirche fährt. Auch jetzt wird ihm kein Blick zu Theil, als er ihre Hand küßt. In seinen eignen Wagen steigend, in dem sein Vater schon Platz genommen, verläßt er als der Letzte das Schloß.

Der alte Herr Walters hatte mit Besorgniß die Blässe und marmorne Unbeweglichkeit des Antlitzes seiner Tochter bemerkt; er sprach zu ihr: „Meine geliebte Marga, sage, o sage mir, bist Du wirklich glücklich? Noch ist es Zeit, meine theure Tochter, laß Dich durch keine falsche Scham abhalten, Deinem Vater die Wahrheit zu entdecken. Bedenke, mein Kind, es gilt das Glück Deines ganzen Lebens! Deine tiefe Blässe weckt die Besorgniß in mir, daß Du Deinen Bräutigam nicht liebst, wenigstens nicht so liebst, um ihm Dein ganzes Selbst zu opfern, wie doch ein Mann von der Frau, der er seinen Namen giebt, fordern darf. Solltest Du Dich in Deinen Gefühlen getäuscht und es erst jetzt entdeckt haben? Sprich, mein Herzenskind; wirst Du mit aufrichtigem Herzen am Altare geloben können, Deinen Gatten durch ein ganzes langes Leben zu ehren und zu lieben?“

„Ja, mein theurer Vater, ich bin glücklich!“ Ihre Blicke senkten sich, und eine glühende Röthe bedeckte bei dieser Unwahrheit, die sie dem Vater sagte, die bleichen Wangen. Die Augen wieder erhebend und den Vater mit festem Blicke anschauend, sprach sie:

„Deine zärtliche Sorge um mich ist unnöthig,

ich liebe Egon von ganzem Herzen, und nur an seiner Seite als sein Weib kann ich glücklich sein."

Sie sagte die Wahrheit in ihrem Sinne. Im Sinne des Vaters, wie er es meinte, log sie.

Der alte Herr zweifelte nicht länger, zärtlich drückte er die Tochter an sich und sprach: „Nun so segne Dich Gott, mein geliebtes Kind! Ich gebe Dir meinen väterlichen und zugleich den mütterlichen Segen, da Dir nicht vergönnt war, Dich des zärtlichen Beistandes einer liebevollen Mutter an diesem wichtigen Tage zu erfreuen. Meine selige Margarethe, die ein Engel schon auf Erden war, blickt jetzt gewiß segnend auf Dich herab, wenn es den Seligen vergönnt ist, an dem Geschick ihrer Geliebtesten auf Erden Theil zu nehmen."

In der Kirche angekommen, die von den Fabrikarbeitern und den Landleuten der Gegend angefüllt war, welche Alle die Trauung des allgemein geliebten Fräuleins sehen wollten, begann die heilige Handlung sogleich.

Mit fester Stimme sprach der Baron sein „Ja!" — Fast unhörbar war das der Braut, nur sein und des Pfarrers Ohr vernahm es allein, denn die Gemüthsbewegung, die sie gewaltsam unterdrückte, erstickte sie fast. Egon war sehr betroffen, als bei der Ermahnung des Geistlichen — „daß er sein

Weib lieben, ehren und sie nicht verlassen solle, bis der Tod ihn von ihr scheide" — die Augen Margarethens sich mit einem Ausdruck auf ihn richteten, worin eine ganze Welt von Schmerz und Vorwurf lag. Wie ein Stich ging dieser Blick durch sein Herz, das laute „Ja!" das er sprach, war der feste Ausdruck seines ernstlichen Vorsatzes, Alles zu thun, um sie glücklich zu machen.

Nach der Trauung schloß er sie in seine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Sie aber erwiderte seine Liebkosung nicht und lag starr und steif in seinen Armen, ihre Lippen waren kalt und ein leiser Schauder, der sie erschütterte, war die einzige Wirkung seines Kusses. Es wurde ihm unheimlich zu Muthe und er war froh, sie ihrem herzutretenden Vater überlassen zu können, der innig gerührt dem neuen Ehepaare seine Glückwünsche darbrachte.

In den Armen des Vaters, an seiner liebenden Brust bekam sie wieder Leben und Muth, so daß sie im Stande war, die Glückwünsche der andern Gäste mit Würde und Fassung anzunehmen.

Bei der Abfahrt nahm ihr Gemahl den Platz des Vaters in ihrem Wagen ein; seine freundlichen Worte, die er an sie richtete, wurden wieder von ihr, zwar weniger schüchtern, aber eisig kalt, mit

Ja und Nein beantwortet. Tief aufseufzend verstummte er endlich ganz.

Nach dem etwas lange dauernden Frühstück zog sich das Brautpaar zurück, um die Kleider zu wechseln, denn sie gedachten noch heute nach Lerslie zu fahren, das mit guten Pferden in fünf Stunden zu erreichen war.

Der alte Baron begleitete seinen Sohn in dessen Zimmer. Eigentlich war der alte Herr zu spät zur Welt gekommen, die Zeit war vorüber, wo er geglänzt haben würde; ganz vortrefflich hätte er an den sittenlosen französischen Hof zur Zeit der Regentschaft gepaßt. Er war das vortrefflichste Exemplar eines Hofmannes und Roués der frühern Zeit; frivol bis zum Extrem, geschmeidig, graziös, dem Laster ein feines, elegantes Mäntelchen umhängend, ungemein galant gegen Damen, immer noch hübsch, und trotz seiner weißen Haare noch jetzt ein unverbesserlicher Wüstling und lustiger Lebemann. Er sprach zum Sohne: „Nun, Egon, mein Lieber, jetzt bist Du ja am Ziel. Puh! es war hohe Zeit, daß Du diese reiche Heirath machtest! Es stand schlecht um uns; liebe nur die kleine Margarethe auch recht, sie ist ein gutes Mädchen, trotz ihrer Schüchternheit, die Du ihr, beiläufig gesagt, abgewöhnen mußt. Freilich! Geist scheint sie nicht eben viel zu besitzen,

dafür aber hat sie Geld genug; daß ist das Beste! Zuweilen ist es sogar unbequem, eine geistvolle Frau zu besitzen; man darf sich dann gar keine kleine Liaison gestatten, ohne daß sie es sogleich bemerkt; Du wirst darin nicht so genirt sein."

Egon's Gesicht röthete sich, und er entgegnete rasch und unwillig: „Sie irren sich vollständig in mir, mein Vater! Ich liebe Margarethe nicht; allein wenn ich Treue schwöre, halte ich das Gelübde auch. Ich trat nicht mit einer Lüge vor den Altar und werde nie vergessen, was ich meiner Gemahlin schuldig bin, sondern sie stets achten und ehren."

Der alte Baron lachte spöttisch und rief: „Ei wer sagt Dir denn, daß Du dies nicht thun sollst? Was geht ihr denn ab, wenn Du Dir nun auch zuweilen eine kleine Phantasie gestattest? Deßhalb bleibt sie immer die Baronin Lerslie. Was doch die Leute von Heute für sonderbare Begriffe haben! Niemand weiß jetzt mehr zu leben und zu genießen! — Uebrigens ist es unmöglich, daß Du nicht bald eine Art von Liebe für Margarethe empfinden solltest, sie ist schön, vollkommen schön. Sei nur erst kurze Zeit verheirathet, dann wollen wir uns wieder sprechen." Er hielt inne. Da er aber sah, daß sein Sohn im Schweigen verharrte, sprach er weiter: „Ich werde Dich nach einiger Zeit besuchen; vielleicht

ist es mit Deiner kleinen Frau, wenn sie erst durch die Ehe ein klein wenig mehr Leben bekommen hat, eher auf Lerslie auszuhalten. Ich weiß, wenn ich sonst einmal genöthigt war, auch nur acht Tage dort zu verweilen, kam ich mir ganz verbauert vor und eilte Hals über Kopf fort, um wieder an den Hof zu kommen. Nur dort fand ich mein eigenstes Lebenselement!“

Der arme Egon gedachte seufzend, daß eben dieses am Hofe Leben seines Vaters, das dessen unsinnige Verschwendung im Gefolge hatte, die alleinige Ursache gewesen war, daß er bei der Wahl einer Lebensgefährtin nur auf das Geld hatte achten müssen. Er gab den bitteren Gedanken nicht Worte, die bei dieser Erinnerung in ihm emporstiegen. Um das Gespräch zu endigen, das ihm in mehr als einer Hinsicht peinlich war, sagte er: „Lieber Vater, es ist Zeit, daß ich mich zu meiner Frau begebe, denn es ist drei Uhr vorüber, und wir müssen uns beeilen, wenn wir noch zu rechter Zeit in Lerslie ankommen wollen. — Leben Sie wohl, mein Vater, ich hoffe, wir sehen uns bald wieder!“

„Lebe wohl, mein lieber Sohn! — und höre, Egon: zeige Deiner kleinen Frau ein freundlicheres Gesicht, als Du jetzt hast. Bei Gott — Mann! das Unglück ist doch nicht so groß, der Gemahl einer

solchen Schönheit zu sein! — Ich möchte wohl an Deiner Stelle und der Pygmalion dieser schönen Marmorstatue sein!“ Den Sohn umarmend, entfernte er sich mit einem Faunenlächeln.

Egon blieb zurück, im Innersten verletzt über die Frivolität seines Vaters; er erinnerte sich jetzt seiner Mutter, die, als er zehn Jahre alt war, durch den Tod von dem Gatten erlös't wurde. Lebendig stand der Gedanke vor ihm, welch' schreckliches Leben sie, das edle Weib mit der rührenden sanften Schönheit, an der Seite dieses wüsten Mannes, zum Spielzeug seiner Sinne erniedrigt, geführt haben mochte. Er verstand jetzt den Ausdruck des Leidens auf dem Gesicht der Dulderin, klar wurde ihm die Ursache ihrer häufigen Thränen. Ein Miniaturbild seiner Mutter, das er unter diesen Gedanken hervorgeholt und wehmüthig betrachtet hatte, an seine Lippen drückend, entschloß er sich endlich, zu seiner Gemahlin zu gehen.

Margarethe hatte das Reisekleid angelegt. Eben schloß Marie den Koffer und entfernte sich, um mit des Barons Kammerdiener nach Lerslie vorauszufahren. Die beiden Schwägerinnen blieben allein.

Clara nahm das Wort, indem sie die Hand Margarethens ergriff: „Aber sage mir, meine liebe Schwester, warum in aller Welt siehst Du nur so

unsäglich traurig aus? Ich kann durchaus nicht glauben, daß Du glücklich bist.“

„Liebe Clara, meine Traurigkeit ist doch wohl natürlich. Verlasse ich nicht meine Heimath und meinen theuren, geliebten Vater?“

„O, beste Margarethe! Das ist es nur? Dann tröste Dich, meine Liebe; unser guter Vater wird bald kommen, Dich zu besuchen, und außerdem hast Du ja Pferde genug, welche Dich in jedem Augenblick, sobald es Dir nur beliebt und die Sehnsucht Dich erfaßt, zu uns bringen werden. In Lerslie findest Du eine neue schöne Heimath an der Seite Deines Gatten wieder. Bedenke nur, mein Herz, wie glücklich Du bist, eine so große Parthie zu machen. Dein Gemahl ist von dem ältesten Adel des Landes, seine Familie ist sogar noch um einige Generationen älter, als die meinige. Egon ist schön, liebenswürdig und hochgebildet. Was kannst Du mehr wünschen?“

„Ja, in der That, was kann ich mehr wünschen?“ flüsterte Margarethe mit bitterem Lächeln vor sich hin. Sich erhebend, umarmte sie Clara und sagte: „Lebe wohl, meine liebe Schwester, Egon wünscht mich hier abzuholen, wir werden, wie Du weißt, ohne Abschied von den Gästen zu nehmen, in aller Stille abreisen. Ich bitte, schicke

mir schnell den Vater und Albert, denn mein Gemahl wird sogleich hier sein."

Nach einer abermaligen Umarmung entfernte sich Clara. Im Stillen beneidete sie eigentlich Margarethen ein wenig wegen des adligen Namens, der ihr zu Theil ward; denn mit aller Liebe für ihren Mann konnte das stolze Weib doch nicht vergessen, daß sie unter ihrem Stande sich vermählt hatte.

Zärtlich war der Abschied Albert's von der geliebten Schwester, schließlich sagte er noch zu ihr: „Vor Allem, meine theure Schwester, wenn Dir die Ruhe und das Glück Deines Gatten theuer ist, wenn Du sein Herz nicht schmerzlich verwunden willst, dann, meine Marga, hüte Dich vor Gefallsucht. Du weißt es ja, wie viel ich zuweilen durch Clara's Gefallsucht leide. Vermeide Du diese Klippe, an der Deine und Egon's Ruhe scheitern würde."

Eben warf sich Margarethe in die Arme des Vaters, als Egon eintrat. Herrn Walters kam dies sehr gelegen, denn er fürchtete den Abschied. Die Hand der Tochter durch seinen Arm ziehend, sprach er: „Komm, mein Kind, ich selbst werde Dich zum Wagen führen. Sie, mein lieber Sohn, müssen mir schon noch bis dahin Ihr Recht überlassen."

Egon verbeugte sich lächelnd und folgte mit Albert den beiden Voranschreitenden.

Am Wagen angelangt, umarmte und küßte der Vater noch einmal sein zitterndes Kind und sprach mit bewegter Stimme: „Lebe wohl, Gott schütze Dich, mein theures Kind!“ Den Armen des Gatten sie übergebend, setzte er hinzu: „Lieben Sie meine Tochter und machen Sie sie zu einem glücklichen Weibe.“

Egon drückte seine Hand, und indem er Margarethe mit dem Arme umschlang, erwiderte er: „An meinem guten Willen soll es gewiß nicht fehlen; möge Gott seinen Segen dazu geben! Leben Sie wohl, mein Vater! Adieu, mein Bruder!“

Margarethe, die stumm und thränenlos sich gleich einer Maschine bewegte, in den Wagen hebend, sprang er selbst hinein, noch einmal mit der Hand zurückwinkend.

Unter dem dreimaligen Vivat der versammelten Arbeiter zogen die vier Pferde an, und der Wagen entschwand pfeilgeschwind den Blicken der Nachschauenden.

Langsam kehrte Herr Walters mit dem Sohne in das Schloß zurück, das seine lieblichste Bewohnerin verloren hatte.

Die Arbeiter tauschten unter sich noch ihre Meinungen über die Abgereis'ten aus. Liesel rief aus: „Na, was habe ich denn gesagt; hat denn

der Baron etwa wie ein glücklicher Bräutigam ausgesehen? Nu, Gottlieb! wenn ich mich nicht wegen Deiner albernen Eifersucht noch anders besinne und wirklich Deine Frau werde: — das sage ich Dir, wenn Du so aussehen thust, wenn wir aus der Kirche kommen, da laß ich mich auf der Stelle wieder scheiden! Ja, ja! gleich Knall und Fall!"

„Ach, Liesel! damit hat es keine Noth, heirathe mich nur erst, dann wirst Du sehen. Herrjes! ich springe bis an die Decke vor lauter Freuden!"

„Ja, Friedel! höre Du, das ist auch meine Ansicht. Die Liesel hat ganz Recht. O Jemine! wie muß nur einer Braut zu Muthe sein, wenn der Bräutigam ein solches Gesicht macht!"

„I, Malchen, was wollt Ihr nur? Wie konnte denn der Baron ein andres Gesicht machen? Habt Ihr denn gar nicht gesehen, wie unser gnädiges Fräulein aussah? Machte die denn nicht ein Gesicht, als ginge es schnurstracks in's Grab! Sah't Ihr denn nicht in der Kirche, wie der Baron sie küßte — schauderte sie da nicht zusammen, als hätte der Tod sie umarmt statt des schönen jungen Herrn, der nun ihr Mann ist? Nu, und da soll er gar noch ein freundliches Gesicht machen! Es kann doch gar nicht möglich sein, daß sie ihn liebt!"

„Ja wohl ist es möglich, und sogar ganz

gewiß!“ rief Liesel. „Ihr eigner Wille ist es, daß sie ihn nahm. Wenn unser Herr sie auch hätte zwingen wollen, so könnte er doch nicht. Sie zwingen! Na, wahrhaftig! Den möcht' ich sehen, der das könnte! Herrgott, ich habe sie einmal böse gesehen, so gut wie sie ist, aber ich fürchtete mich vor ihr. Die großen Augen sprühten ordentlich Feuer, sie sah ganz erschrecklich schön aus. Was sie nicht will, das will sie nicht, und damit Punktum. — Aber wißt Ihr, ich habe über die Geschichte so meine eignen Gedanken; es ist vielleicht Mode bei den vornehmen Herrschaften, daß die Braut so thun thut!“

Ein allgemeines „Ah“ des Erstaunens folgte aus dem offnen Munde der sie Umstehenden dieser lichtvollen Ansicht.

„Hm, ja! — Ei, am Ende gar! — Das ist merkwürdig! — Na, und curios! — Möglich wäre es wohl! — O Gottel, was man nicht Alles erleben thut! — Na, die Vornehmen haben absonderliche Manieren!“

Mit all' diesen Ausrufen kamen die Leute endlich zu der Ueberzeugung, daß Liesel Recht habe. Gottlieb war der Stolzeste der Sterblichen und bekam ordentlichen Respect vor dem klugen Liebchen, das er so glücklich war, sein zu nennen.

Sechstes Kapitel.

Ankunft auf Lerslie.

Als Margarethe die Heimath der glücklichen Kindheit und den geliebten Vater ihren Augen entschwinden sah, waren ihre Kräfte, mit denen sie sich bisher muthig beherrscht, zu Ende. Mit einem matten Schrei wich ihre Besinnung.

Egon legte zwar seinen Arm um sie und gab dem Kopfe seines Weibes eine Stütze an seiner Brust, aber seine Augen blickten finster auf sie nieder. Dieser Schmerz erschien ihm zu groß und als eine persönliche Beleidigung. — Allein als er das schöne bleiche Gesicht betrachtete, wurden seine Züge allmählich milder; die zusammengezogene Stirn glättete sich, der düstere Blick verschwand. Noch niemals hatte er sie so genau betrachtet, und sie erschien ihm in ihrer

Hülflosigkeit schöner als je. Ein Fenster öffnend, ließ er die Luft hereinströmen. Ihr Zustand änderte sich nicht, sie athmete kaum. Er legte sie vorsichtig in den Fond des Wagens nieder, und vor ihr niederknieend, öffnete er, ohne sich lange zu besinnen, die Achatknöpfe ihres Kleides. Als ihr Gemahl glaubte er zu dieser Handlung ein volles Recht zu besitzen. — Jedoch zu tief war die Erschöpfung ihrer Kräfte, starr und unbeweglich blieben ihre Züge. Der Baron bereuete es, nicht einmal ein Flacon mitgenommen zu haben. Als letzten Versuch neigte er sich über sie und drückte einen Kuß auf die blassen Lippen. Nachdem er dies noch einmal gethan, kam das Leben langsam zurück, die bleichen Wangen rötheten sich, doch die Augen blieben geschlossen. Die Arme erhebend, umschlang sie seinen über sie geneigten Kopf und erwiderte mit Leidenschaft seinen Kuß. —

Er, auf das Aeußerste und, wie es schien, gar nicht unangenehm überrascht, drückte sie fest an sich und sprach zärtlichen Tones: „Fühlst Du Dich besser, meine liebe Margarethe?“ Ganz anders war die Wirkung seiner Worte, als er vielleicht nach ihrer freiwilligen Liebkosung erwarten durfte. Plötzlich die Augen weit aufreißend, warf sie einen glühenden, zornigen Blick auf ihn. Mit Heftigkeit sich erhebend, stieß sie ihn zurück. Die Unordnung ihres Kleides

gewahrend, bedeckte tiefe Purpurgluth Gesicht und Hals bis zu dem Busen herab, und die zitternden Hände bemüheten sich hastig, das Kleid zu schließen; den Schleier herabziehend, saß sie nun stumm in sich geschmiegt in der Ecke des Wagens. Die weiten Falten des schweren, grauseidenen Gewandes hatte sie so sorgfältig zusammengenommen, als befürchte sie, es werde anbrennen, wenn es nur den Gemahl berühre. Als sie seinen Kuß erwiderte, unterlag sie, in dem noch halb bewußtlosen Zustande, in dem sie sich befand, dem mächtigen Einfluß ihrer Liebe; seine Stimme brachte die volle Besinnung zurück und mit ihr den schnellen Zorn über sich selbst und über seine Kühnheit. Unerhört! was hatte er gewagt! — Sie vergaß in ihrer Scham und ihrem Zorn ganz die Rechte des Gemahls, sowie, daß ihm kein anderes Mittel sich bot, um ihre Ohnmacht zu enden.

Der Baron sah sie mit leisem Lächeln von der Seite an. Seine Ueberraschung war nur augenblicklich gewesen, bei mehr Nachdenken fand er, daß weit eher ein anderes Benehmen überraschend gewesen sei; es war ohne Zweifel nur die natürliche Sprödigkeit und die Scham der Jungfrau, die sie so handeln ließ. Nach einem längeren Schweigen begann er ein gleichgültiges Gespräch, um die Aufregung zu besänftigen, die immer noch in stürmischen Wellen

ihren Busen hob und senkte. Er sprach von Lerslie, beschrieb auf das Eingehendste die Umgebung und machte sie auf die schöne Gegend aufmerksam, durch welche sie fuhren.

Nach einiger Zeit wurde sie ruhig und endlich zog sie den Schleier zurück. Die Augen erhob sie aber nicht zu ihm; zwar entgegnete sie Nichts von Bedeutung, allein sie lauschte doch voll Antheil seinen Worten und betrachtete die schöne Landschaft mit entzücktem Blick. —

Die Sonne war untergegangen und die Dämmerung nahte mit schnellen Schritten. Sie fuhren jetzt in einem engen, reizenden Gebirgsthale dahin, das sich allmählich erweiterte und dessen bewaldete Höhen sich zu beiden Seiten höher hoben. — Die Spitzen der Wipfel einiger auf der Höhe des Berges stehenden Tannen waren noch von dem letzten Strahle der scheidenden Sonne vergoldet. Zwischen Feldern und kleinen Ansiedelungen führte die Straße hindurch, der zur rechten Seite ein klarer Gebirgsbach in springenden, geschwätzig murmelnden Wellen dahinrauschte. Dieser Bach, zum Treiben einer Sägemühle benutzt, deren raspelndes Geräusch schon von Weitem hörbar wurde, schien nur mit Widerwillen die ihm aufgedrungene Arbeit zu verrichten und jenseit der Mühle, mit doppelter Lust seine Freiheit

genießend, murrend und grollend den Blumen an seinen Ufern die ausgestandene Noth zu klagen. An den Bergen angebaut, erhoben sich kleine, nett aussehende Häuschen, und hinter ihnen empor hatte man jede kleine Lichtung benutzt, um der mütterlichen Erde Nutzen abzugewinnen. Denn selbst in dieser Höhe, die nur mit der Hacke bearbeitet werden konnte, lagen zahlreich verstreut kleine Aecker, deren lustig wachsende, vom Abendwinde in sanften Wellen gekräuselte Saat hoffen ließ, daß die unendliche Mühe, welche die Eigenthümer darauf verwendeten, nicht unbelohnt bleiben werde. — Dort trieb ein kleiner zerlumpter Junge mit nackten Füßen eine aus zwei großen und vier kleinen Ziegen bestehende Heerde den Berg herab; die Alten schritten gravitätisch dahin, während die Jungen neckend, jagend und zuweilen sich überpurzelnd in den possirlichsten Sprüngen dem heimathlichen Stalle zueilten. Diese lebendige Staffage des schönen, aber einsamen Landschaftsgemäldes entlockte Margarethen ein heiteres, leises Lachen. Mehr aus Freude über ihre wiederkehrende Unbefangenheit, als über die possirlichen Thiere, lachte auch der Baron.

Nach einiger Zeit ergriff er ihre Hand; auf einen Wegweiser mit der Inschrift: „Nach Lerslie" deutend, sprach er: „Ich heiße Dich willkommen, meine Margarethe! Du befindest Dich jetzt auf unserem

eigenen Grund und Boden. Von hier an beginnt unser Gebiet, in einer kleinen Viertelstunde werden wir das Schloß erblicken."

Margarethe neigte sich aus dem Wagen und betrachtete das sich immer mehr erweiternde Thal. Hier also sollte sie an der Seite des Mannes wohnen, der ihre heiße Liebe nicht erwiderte. — Mit thränengefüllten Augen warf sie sich wieder in den Wagen zurück; die liebliche Gegend erschien ihrem verdüsterten Blick öde und traurig.

Der Baron glaubte, sie sei betrübt, daß Niemand komme, um sie an der Grenze ihres Besitzthumes zu begrüßen; er neigte sich zu ihr und sagte: „Findest Du es einsam, meine Liebe? Ich selbst bin schuld daran, mich mußt Du schelten. Ich wünschte, daß die Begrüßung unserer Gutsangehörigen erst am Schlosse stattfinden möge, denn ich liebe diese feierlichen Einholungen nicht, die mir wie ein Leichenzug vorkommen."

Nichts konnte wohl Margarethen erwünschter kommen, als die Art, wie Egon ihre Bewegung deutete; schnell ihre Thränen trocknend, erzwang sie ein Lächeln und versetzte: „Verzeihung! ich bin wirklich recht kindisch, aber es erschien mir hier Alles so einsam, daß ich wirklich meinen Thränen nicht gebieten konnte."

Der Baron lächelte freundlich und nachsichtig. Er fand, daß er schon bedeutende Fortschritte bei seiner Frau gemacht habe; denn es war dies die längste Rede, die er je von ihr vernahm. Ueberhaupt erschien ihm Margarethe seit ihrem leidenschaftlichen Kuß in ganz anderem Lichte. Schwache Männer!! — — — Die Hand ausstreckend, zeigte er auf das Schloß, das sich düster am Fuße der Bergwand zur linken Seite erhob: „Sieh', dort ist unsere liebe Heimath!" Sie blickte es an. In ihrer schmerzlichen Stimmung erschien es ihr mit seinen durch die Zeit geschwärzten, jetzt in der Dunkelheit noch schwärzer erscheinenden Mauern, den vielen Schnörkeln und Spitzbogenthürmchen, wie es sich düster von dem noch düstereren Grunde des hinter ihm und zur Seite aufsteigenden Tannenwaldes abhob, gleich einem weiten Grabe. Sinnend weilten ihre Augen darauf, da gewährte ihr eine Biegung des Weges den vollen Anblick seiner Façade, und ihrem Munde entfloh ein Ausruf freudigen Staunens.

Auf dem weiten Platze vor dem Schlosse — den ein Springbrunnen von weißem Marmor zierte, der seinen Wasserstrahl bis zur Höhe einer Etage emporschleuderte — waren die sämmtlichen, das große Dorf bewohnenden Landleute aufgestellt. Zu jener Zeit bestand der Sonntagsputz des weiblichen Theiles

der Landleute noch nicht in der Nachahmung städtischer Mode; o nein! damals wußten die hübschen Landmädchen und Frauen noch die zahlreichen Vortheile ihrer Tracht zu schätzen und erschienen nicht, wie jetzt, in Crinoline, Falbelkleid und Federhut mit Schleier, als die lächerlichsten Karrikaturen eleganter Stadtdamen. Während auch die jungen Bursche noch nicht so weit gekommen waren, die dicken rothen Hände in Glacés zu zwängen, den Cylinderhut auf einem Ohr, in Frack, möglichst buntkarrirten Stegbeinkleidern und Lackstiefeln unsere ohnehin schon lächerliche Herrentracht noch lächerlicher zu machen. — Nein! die Mädchen erschienen in bis an die Knöchel reichenden, buntbesetzten Röcken, mit dem Sammetmieder, aus dem das schneeweiße Hemd hervorkommend den Busen bedeckte, und in weitbauschigen, kurzen Aermeln die vollen, gebräunten, meist schön geformten Arme zeigte; das reiche Haar in langen, bunt durchflochtenen Zöpfen den Rücken hinabhängend. Die Frauen trugen bei übrigens ganz gleicher Kleidung ein buntseidenes Tuch malerisch um den Kopf geschlungen, das je nach dem verschiedenen Geschmack, bei der Einen in eine große Schleife über der Stirn, bei Anderen an der Seite gebunden war. — Und die jungen Burschen? — Nun, diese trugen rothe Westen mit blanken Knöpfen, weite, faltige

Tuch-, auch weiße oder gelbe anliegende Lederbeinkleider, in großen, bis zu den Knieen reichenden Stiefeln endigend; die elegantesten von ihnen weiße Strümpfe und Schuhe mit großen Schnallen; einen langen blauen, mit einer Anzahl blanker Knöpfe ausgeputzten Rock, den kleinen, mit künstlichem Blumenstrauß gezierten groben Strohhut verwegen auf den Kopf gesetzt; darunter schauten die zuweilen recht hübschen braunen Gesichter frisch, frei und fröhlich in die Welt hinaus. — So sahen die Landleute damals aus. Das war eine Lust, das junge Volk beisammen zu sehen. Da konnte es doch einem Maler einfallen, diese kräftigen, hübschen Gestalten in ihrer kleidsamen Tracht zum Motiv eines Gemäldes zu nehmen. Doch diese Crinolinenjungfern und Frackburschen zu malen, wird gewiß keinem Maler einfallen; sie müßten sich niedlich auf einem Gemälde ausnehmen. Nur ein Satyriker kann diese Gestalten brauchen. Es ist dieselbe, nur noch größere Unnatur, als die Schäferinnen und Schäfer in Reifrock und gepudertem Haar am ehemaligen Versailler Hofe.

In malerischen Gruppen standen alle diese Leute umher, von den hellen Streiflichtern sechs brennender Kienkörbe beleuchtet, deren Flammen, vom Abendwinde hin- und herbewegt, den malerischen Eindruck der Scene noch erhöhten. Das schönste Rembrandt'sche

Gemälde in das Leben übersetzt, war es was die Augen unseres jungen Paares erblickten. Als der Wagen sich näherte, begann auf ein gegebenes Zeichen die Schuljugend, mit dem Lehrer an der Spitze, einen gar nicht übel einstudirten Gesang, an dem sich auch erwachsene Burschen und Mädchen betheiligten. Nach dessen Beendigung und nachdem das neue Ehepaar den Wagen verlassen hatte, bewillkommnete der Pastor in wenigen herzlichen Worten die Herrschaft. Drei hübsche Mädchen näherten sich der Baronin. Die Eine überreichte ihr ein mit Maiblümchen und Veilchen umwundenes Körbchen, in dessen Mitte auf weichem Moose ein schneeweißes Taubenpärchen saß. Die Andere brachte ein Stück des feinsten, weißen Handgespinnstes. Die Dritte, Hübscheste, überreichte Brod und Salz nebst einem sich auf die drei symbolischen Gaben beziehendes Gedicht, dessen Inhalt sie nach einem zierlichen Knixchen, erst etwas stotternd, dann aber dreister werdend, hersagte. Margarethe küßte dankend alle drei — vor Freuden über diese Auszeichnung hochroth werdenden — Dirnen auf die Stirn und sagte ihnen, daß sie ihre dereinstige Ausstattung übernehmen werde.

Der Baron sprach in einigen freundlichen Worten seinen und seiner Gemahlin Dank aus, alle Versammelten zu einem Fest für den nächsten Sonntag ein-

ladend; dann wechselte er Händedrücke mit dem Pastor, dem Lehrer, dem Verwalter und dem Schulzen, während Margarethe den ihr am nächsten stehenden Mädchen und Frauen die Hand reichte, mit freundlichen Worten die Herzen der guten Leute im Fluge gewinnend. Alle waren bezaubert von der lieblichen, jede Herablassung ausschließenden Freundlichkeit der schönen Dame; alsdann wendete auch sie sich zu den Personen, mit denen ihr Gemahl bis jetzt gesprochen, nach der Begrüßung sie zu dem später stattfindenden Abendessen einladend.

Dem Baron schien diese Einladung nicht eben angenehm zu sein, allein er gab seine freundliche Zustimmung und bezeichnete die Stunde näher, zu der er seine Gäste erwartete. Noch einmal die Versammelten grüßend, von deren „Lebehoch" begleitet, entfernte sich das neuvermählte Paar. — — —

Siebentes Kapitel.

Der Baron fängt an Entdeckungen zu machen.

In der hellerleuchteten Halle des Schlosses fand die Baronin ihre sämmtliche Dienerschaft aufgestellt. Dem weiblichen Theile derselben reichte sie zum Kusse die Hand, und richtete an Alle einige freundliche, von dem ihr eigenen gütigen Lächeln begleitete Worte.

Am Arme des Gemahls schritt sie die mit Blumen besetzte und bestreuete Treppe hinauf, und trat in die für sie bestimmte Zimmerreihe. Das Wohnzimmer, dessen mit einer blaßlila Tapete bezogene Wände werthvolle Oelgemälde und Kupferstiche in reichen Goldrahmen zierten, hatte dunkle, mit gelbem Sammt bezogene Möbel; gleiche Portieren und Gardinen verhüllten Thüren und Fenster; sämmtliche Tische zeigten reiche geschnitzte und ausgelegte Arbeit.

Margarethe schauete wohlgefällig, aber suchend in dem eleganten, großen Raume umher.

Der Baron verstand ihren Blick und sagte: „Du vermissest gewiß ein Pianoforte? Ich hoffte, Du würdest damit zufrieden sein, daß ich den neuen Concertflügel nach der Bibliothek bringen ließ; hier würde er nicht gut klingen, da die vielen Polstermöbel und die Sammetgardinen den Ton zu sehr dämpfen. Ich selbst bin ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik, daher gedenke ich Dich zu bitten, daß Du mir die Theilnahme an Deinem Genusse erlaubst. Wir wollen zusammen musiciren. Ist Dir diese Anordnung recht?“

„Gewiß, ja! ich bin ganz damit einverstanden —“ erwiderte sie. „Allein sie sagte da eine kleine höfliche Lüge. Weiter gehend kamen sie in das Boudoir, das mit einer hellblauen Atlastapete ausgeschlagen war, Möbelbezüge, Gardinen, Lambris und Portieren von gleichem Stoffe und Farbe; die Holzarbeit an den Möbeln, der Rahmen des großen Spiegels, die Tische waren sämmtlich mit Silber ausgelegt.

Von da aus gelangte man in das Ankleidezimmer, dessen Wände rings mit Garderoben- und Wäschschränken von Mahagony bedeckt waren. In der Mitte stand der Toilettentisch mit seinen gestickten

Behängen, davor ein Sessel von hellrothem Sammet. Eine gleiche Draperie verbarg den Eingang in das Schlafzimmer. In sämmtlichen Räumen, die sie durchschritten, brannte in den weißen Marmorkaminen, auf denen die hellleuchtenden Lampen standen, ein großes Feuer. Denn obgleich draußen auf den Fluren der Frühling längst eingezogen war, so konnte man doch in den hohen kühlen Zimmern des Schlosses ein wärmendes Feuer noch nicht entbehren.

Der Baron führte seine Frau in das Boudoir zurück und sagte: „Meine liebe Margarethe! sollte irgend Etwas hier nicht nach Deinem Geschmacke sein, so bitte ich Dich, mir Deine Wünsche aussprechen zu wollen, damit ich sogleich die nöthigen Befehle zu ihrer Erfüllung ertheilen kann."

„O nein! es ist Alles vollkommen schön und vom feinsten Geschmack. Ich danke Dir für Deine Sorgfalt. Ueberall ist es so freundlich und bei allem Glanze so wohnlich, daß ich mich gewiß sehr schnell heimisch fühlen werde. Nochmals danke ich Dir, denn Du hast gewiß viel Mühe damit gehabt."

Mit diesen Worten reichte sie ihm freundlich lächelnd ihre Hand. Er ergriff sie rasch und zog sie an seine Lippen, indem er sprach: „Du machst mich glücklich, meine Liebe, durch Deine freundlichen Worte. So heiße ich Dich denn willkommen in

dem Wohnsitz meiner Ahnen; möge Gott uns seinen Segen geben, mein ganzes Streben soll Deinem Glücke gelten!“ Seufzend dachte sie an die Unmöglichkeit des Glückes, das es ihr zu bereiten versprach. Schweigend duldete sie seine Umarmung und den Kuß, mit dem er sie begrüßte.

Als seine Liebkosung nicht erwidert ward, ließ er sie sogleich los und trat zurück, sie etwas verwundert anschauend . . . Der Vorfall im Wagen spukte in seinem Kopfe. „Jetzt, meine Margarethe, will ich Dich verlassen,“ fügte er hinzu. „Du wirst vielleicht vor dem Souper ein wenig ruhen wollen. Wenn unsere Gäste angekommen sind, werde ich Dich abholen.“

Mit leichter Verneigung entfernte er sich. Ihr fiel ein wahrer Stein vom Herzen, als er sie verließ, denn sie hatte einige Minuten ungestörter Ruhe nöthig.

Die Draperie zurückziehend, trat sie in das Schlafzimmer. Ueberrascht blieb sie auf der Schwelle stehen, denn selbst sie, die an Pracht und Luxus Gewöhnte, war entzückt über den Glanz dieses Raumes. Es war ein ganz rundes Thurmzimmer, rings mit weißem Seidenstoff ausgeschlagen, auf dem Rosenbouquets gestickt waren. Den Fußboden bedeckte ein hellgrüner Brüsseler Teppich mit Rosenmuster.

Das Bett von dunklem Holz mit schweren gedrehten Säulen, von denen Spitzengardinen herniederhingen, stand auf einer Estrade. Vorhänge von Spitzen verhüllten die Fenster, die noch außerdem durch Rollgardinen von rother Seide bedeckt waren. Eine Chaise-longue und einige Sessel, die dies Zimmer enthielt, waren mit demselben kostbaren Stoff, der die Wände bedeckte, bezogen. Ein Waschtisch mit weißer Marmorplatte, dessen Garnitur aus weißem, mit Rosen gemaltem Meißner Porzellan bestand, vervollständigte das Möblement dieses — durch eine von der Decke an goldenen Ketten herabhängende Milchglasampel erleuchtete — eben so kostbaren als geschmackvollen Zimmers, in welches eingetreten man gar keinen Eingang bemerkte, denn die Sammetportiere war von Innen mit demselben Stoff wie die Wände bekleidet, und schien auf den ersten Blick mit ihnen Eins zu sein.

Der Baron hatte das Schloß nach dem Wunsche Herrn Walters ganz neu einrichten lassen. Den feinen Geschmack des Barons kennend, bekümmerte sich der alte Herr weiter gar nicht darum und bezahlte die größten Rechnungen, ohne eine Miene zu verziehen, da ihm Nichts zu theuer und kostbar für die geliebte Tochter erschien.

Margarethe sank nach kurzer Umschau in einen

Stuhl nieder, sich ihren traurigen Gedanken hingebend. — Welch' öde, liebeleere Zukunft lag vor ihr; ungeliebt sollte sie ein langes Leben an der Seite Dessen weilen, den sie trotz ihres schwerverletzten Stolzes immer noch mit gleicher Leidenschaft liebte. — Sie besaß ein sehr gutes Herz und einen vortrefflichen Charakter, aber ihr größter Fehler war ein unbegrenzter Stolz. Von Kindheit an der Abgott des Vaters, ohne die verständige Leitung einer Mutter — denn diese war gestorben, als Margarethe ein Jahr alt war — war sie der Obhut einer Gouvernante überlassen gewesen, die zwar verständig und gut, kenntnißreich in jeder Beziehung, die trefflichen Anlagen ihres Geistes und Herzens vorzüglich ausbildete, aber doch unbeachtet die Giftblume des Stolzes in ihr aufschießen ließ. Als sie anfing, ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten — war es zu spät; sie konnte Nichts thun, ihn zu vernichten, ja ihn nicht einmal dämpfen. Die Gouvernante starb und Margarethe wurde confirmirt. Nach dem Wunsche des Vaters besuchte sie noch zwei Jahr die Pension in der Residenz. Dort schmeichelte man dem schönen, reichen, liebenswürdigen Mädchen, deren Talente und schnelle Fortschritte dem Institute große Ehre brachten, von allen Seiten. Sie war der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit in den Prüfungen, gewisser-

maßen das Paradepferd, das in allen Wendungen und Künsten vorgeritten wurde, um den großen, ungeheueren Vorzug dieses Instituts vor allen anderen auf die glänzendste Art zu beweisen. Die eingeladenen Gäste waren auch gewöhnlich ganz davon durchdrungen, und viele Aeltern schickten ihre dummen Töchter dahin, weil sie glaubten, man besitze da das berühmte Geheimniß des „Nürnberger Trichters.“ Freilich wunderten sie sich nicht wenig, als sie nach Ablauf der bestimmten Zeit ihre Gänschen, zwar etwas geleckter und für den Salon zugestutzt, aber — im Grunde noch so dumm als vorher wiederbekamen. Zu spät erkannten sie, daß, um Dumme gescheit zu machen, man ein Gott sein müsse. — Das Institut nahm einen großen Aufschwung, aber Margarethens bei der geringsten Veranlassung aufgestachelter, sich mit bitterer Heftigkeit äußernder Stolz hatte zugenommen; er war mit ihr groß geworden. — Wie unheilbar sie durch das belauschte Gespräch ihres Gemahls verletzt sein mußte, wird man sich nach dem Gesagten denken können. — Feierlich gelobte sie sich, nie auch nur den geringsten Versuch zu machen, sich das Herz des Gatten zu erwerben. Niemals sollte er ihre Liebe ahnen, und wenn sie darüber sterben müßte. — Aber Eins wollte sie thun, das versprach ihr eine süße Rache.

— An ihre Dummheit sollte er bald nicht mehr glauben, all' ihren Geist, ihre ganze Liebenswürdigkeit sollte er in vollem Glanze sehen, damit er erkenne, was er für immer verloren. Ihre Schüchternheit war ganz verschwunden, war sie doch jetzt sicher, daß sie niemals ihre Liebe verrathen würde, ja sie fing an sich zu überreden, daß sie ihn bald nicht mehr lieben werde. Zornig leuchtete ihr Auge auf, als sie an den Vorfall im Wagen dachte; nur das konnte sie endlich beruhigen, daß sie sich sagte: daß er zum ersten, aber auch zum letzten Male ihr so nahe gewesen war, nie sollte er ihre Lippen wieder berühren. „Ja, so soll es sein!" rief sie laut und zog die Klingel. Das Mädchen, welches schon längst auf diesen Ruf gewartet hatte, kam eiligst herbei. „Kleide mich an!" herrschte ihr Margarethe zu.

Erstaunt blickte diese auf die Gebieterin, und fragte demüthig: „Welches Kleid befehlen die gnädige Frau?" Margarethe gereuete der heftige Ton schon, und sie sagte gütig und sanft: „Ziehe mir an, was Du willst, und plage mich nicht mit Fragen, denn, mein gutes Kind, ich bin sehr müde!"

Kopfschüttelnd holte das Mädchen ein rosa Taffetkleid, das mit einer Unzahl kleiner Volants verziert war, herbei, ordnete das Haar ihrer Dame, brachte geschickt einige Rosen und eine schöne schwarze

Spitzenbarbe darin an, und gab ihr dann über die schneeigen Schultern einen kostbaren schwarzen Spitzenshawl. Einige Schritte zurücktretend, betrachtete sie wohlgefällig die vollendete Toilette ihrer Dame und rief aus: „Aber, gnädige Frau, werfen Sie nur einen Blick in den Spiegel; ich bin gewiß, Sie werden heit'rer, wenn Sie sich so schön sehen!“ Bei diesen Worten schob sie einen auf Rollen ruhenden, großen Ankleidespiegel herbei.

Margarethe warf einen Blick hinein, aber unmuthig wendete sie sich ab, sie dachte: „Was nützt mir dieses armselige Gesicht, das selbst ein Mädchen entzückt — wenn es mir Egon's Liebe nicht erwerben kann?“

Das Mädchen durch ein freundliches Nicken verabschiedend, nahm sie im Boudoir in der Ottomane Platz, sich wieder in ihre düsteren Gedanken versenkend.

Der Baron trat in das Wohnzimmer ein und betrachtete sie von der Schwelle aus mit einem Blick, der sonderbar glänzend war. Zufällig den Kopf erhebend, erblickte sie ihn, schnell aufstehend schritt sie ihm entgegen. Um ihre Verlegenheit zu verbergen sprach sie schnell: „Du kommst sicher, um mich zu holen; sind unsere Gäste angekommen?“ Er lächelte und erwiderte galant sich verneigend: „Du hast ja

eine reizende Toilette gemacht! Es ist gut, daß unsere Gäste alt sind, sonst könnte ich fast eifersüchtig werden, daß Du Dich so geschmückt. So aber wird nur mein Herz verwundet!"

Ihr Gesicht verdüsterte sich, denn sie betrachtete seine Worte als Spott. Schnell beschloß sie, ihm die anmaßenden Gedanken zu benehmen, als habe sie mit Willen und für ihn sich so geschmückt. Mit dem kältesten Tone sagte sie: „Es ist nicht mein Verdienst, daß Dir meine Toilette gefällt. Ich gab Marien Carte-blanche. Wenn ich also geschmackvoll gekleidet bin, so ist das ihre Sache."

„So! nun dann bin ich Marien sehr verbunden. Sie glaubte gewiß, es sei einer jungen Frau angemessen, sich für das erste Souper im Hause ihres Gatten zu schmücken." — Mit diesen trocken und mit zusammengezogener Stirn gesprochenen Worten reichte er ihr seinen Arm, sie nach dem Speisesaale zu geleiten.

Der halbrunde Speisesaal, der die Hälfte des mittlen Thurmes einnahm, war in edlem, einfachem Style höchst geschmackvoll decorirt und von den zahlreichen Kerzen eines prächtigen Kronleuchters und mehrerer an den Wänden befestigter Armleuchter glänzend erhellt.

Mit anmuthiger Würde bewillkommnete Margarethe die vier alten Herren und machte graziös die Honneurs ihres Hauses. Beim Dessert wurde die Unterhaltung belebter, und von dem liebenswürdigen Pastor Weller angeregt, wurde Margarethe ganz heiter und gesprächig; ungezwungen die Vorzüge ihres Geistes enthüllend, plauderte sie lebhaft. Der Baron betrachtete sie mit seltsamem Blick und erstaunte immer mehr. Allmählich verstummte er ganz und überließ ihr allein die Führung der Unterhaltung, sie nur still beobachtend, als sie sich durch den Lehrer und Pastor von den Verhältnissen der Schule und Kirche unterrichten ließ und hin und wieder Bemerkungen einflocht, die geistreich und treffend ihren hohen Verstand bezeugten. Jedem der alten Herren wußte sie etwas Angenehmes zu sagen, und diese schienen sich zu verjüngen, indem sie ganz bezaubert von ihrer liebenswürdigen Wirthin waren. Der Baron fragte sich staunend, ob er wache oder träume; war dies — konnte denn dies dieselbe Margarethe sein, die sonst den Mund nicht aufthat? Er fing an sich zu überzeugen, daß ihr Vater nicht blos in väterlicher Verblendung ihm den Geist und die Vorzüge seiner Tochter gerühmt hatte, wenn er sah, daß der Bräutigam ärgerlich über die stumme Braut war Schneller begann sein Herz zu schlagen

bei dem Gedanken, daß dies schöne, lebhafte, geistreiche Wesen ihm gehörte. —

Ein Mißgriff des Schulzen störte des Barons Beobachtung. Der alte Mann, der in der Weinlaune etwas dreist ward, erhob sein Glas und brachte einen nicht allzuzarten Toast aus.

Margarethens Antlitz verdüsterte sich, stolz richtete sie sich empor; sich erhebend, hob sie die Tafel auf und den Gästen eine cermonielle Verbeugung machend, reichte sie dem Gemahl die Hand. „Gute Nacht, ich bin müde und werde mich zurückziehen."

Er wollte ihr den Arm bieten, um sie aus dem Saale zu führen, aber sie sprach hastig und erröthend: „Nein, bitte! laß Dich nicht stören, bleibe hier. Gute Nacht!"

Er lächelte und verbeugte sich gehorsam, ihr nachschauend, wie sie hoch aufgerichtet und stolz aus dem Saale verschwand.

Achtes Kapitel.

Eine unerwartete Erklärung.

In ihren Zimmern erwartete Marie sie schon. Das Mädchen kleidete sie aus, band die schönen Haare auf, flocht sie in Zöpfe und gab ihr über das bis zu den Füßen reichende Nachtgewand noch einen Mantel von gesticktem Batist. Die Nachttoilette war beendet, denn Margarethe liebte nicht, im Bett eine Haube zu tragen. Das Mädchen ging. Vorgebeugt lauschte Margarethe auf die sich entfernenden Schritte, dann sprang sie auf und verschloß zwei Mal die Thür des Ankleidezimmers, aus welchem allein man in das Schlafzimmer gelangen konnte.

Jetzt endlich war sie allein und hatte keine Störung mehr zu fürchten — wenigstens glaubte sie sich vor einer solchen gesichert zu haben. —

Auf das Bett sich werfend, ließ sie dem lange zurückgehaltenen Schmerze freien Lauf. Ein convulsivisches Schluchzen hob krampfhaft den Busen und erschütterte die ganze Gestalt. So lag sie lange Zeit. — — Endlich versiegten ihre Thränen, der Blick des matten Auges schweifte mit leerem Ausdruck an der Decke des Gemaches umher, die, reizend gemalt, geflügelte Genien zeigte, welche Rosen ausstreuten. —

Da erreichte ein leises Geräusch ihr Ohr, und ein leichter Luftzug traf sie; mit einem entsetzten Schrei sprang sie auf. Den Mantel über den Busen zusammenziehend, warf sie die langen Zöpfe zurück, um besser zu sehen. —

Eine kleine Tapetenthür neben dem Bett, von dessen Gardinen halb verdeckt, hatte sich geöffnet. Der Baron war leise eingetreten. —

„Wie, meine Liebe, Du bist ja ganz bleich; erschrickst Du so sehr vor mir?“ sprach er in sanftem, zärtlichem Tone, indem er näher trat.

Sie aber streckte abwehrend den Arm vor sich aus und sprach mit bebenden Lippen: „Was willst Du hier in meinem Zimmer?“

„Aber, liebste Margarethe, wie kannst Du so kindisch sein! Du fragst mich, was ich hier will; bist

Du nicht meine Frau? habe ich also nicht ein Recht, dies Zimmer zu betreten?“ Mit diesen Worten näherte er sich und wollte den Arm um ihre Taille legen.

Schaudernd und gewaltsam ihn zurückstoßend, wich sie zurück. Sie war genöthigt, sich an eine der Säulen des Bettes zu lehnen, um sich aufrecht zu erhalten in ihrem Entsetzen. Zitternd rief sie: „Ein Recht, zu dieser Stunde in meinem Schlafzimmer zu sein, hast Du nicht!“

Noch ruhig und sanft, erwiderte er: „Ei, gewiß, mein liebes Kind; das Recht des Gemahls. — Dein Zimmer ist auch das meine, da Du es bewohnst.“

„Niemals! Nein, niemals sollst Du dies Recht besitzen!“

Eine dunkele Röthe stieg auf sein Antlitz empor, die Augen begannen zu blitzen; doch mit Anstrengung sich beherrschend, trat er näher und sprach noch ziemlich ruhig: „Aber, Margarethe, was soll das heißen?“

Sie richtete sich hoch empor, mit der einen Hand die Säule ergreifend, streckte sie die andere gebietend vor sich aus, indem sie rief: „Zurück von mir! Nähere Dich mir nicht! Das soll heißen, daß ich wohl den Namen Deiner Gattin führe, in Wahrheit aber — es niemals werden will!“

Der Eindruck ihrer Worte war ein schrecklicher. Trotz ihres Stolzes fürchtete sie sich und umklammerte

fester die Säule des Bettes, als sie bebend auf ihn schauete. Der Baron wurde fast blau vor Zorn, die Augen entsendeten Blitze, sie schienen Feuer zu sprühen, die Nüstern erweiterten sich. Mit gewalsamer Anstrengung preßte er über die zitternden Lippen unartikulirte Laute, die erst allmählich sich zu verständlichen Worten gestalteten. „Nun, und warum, Madame? Werden Sie mir wohl erlauben, nach dem Grunde dieser albernen Worte zu fragen?“

Ob auch der schwache Körper vor Furcht zitterte und bebte, der Geist Margarethens war ungebrochen, er kannte dies Gefühl nicht. Nicht um den Preis ihres Lebens würde sie sich Egon überliefert haben. Erst zitternd, dann immer muthiger werdend, sagte sie: „Gewiß! Ich wenigstens bin es nicht, die Ursache hat, eine Erklärung zu scheuen. Wenn Du Alles weißt, wirst Du vielleicht mich und meine Worte nicht mehr albern finden. — Der Grund ist einfach dieser — daß ich eine unwillkürliche Zeugin Deines Gespräches im Park mit Herrn von Gerster war. — Da ich nun nicht ganz so dumm bin, als Du zu glauben beliebtest, so finde ich, daß Du kein Recht auf meine Person hast, wenn ich Dir dies Recht verweigere. — Und das thue ich, und werde eher sterben, als dem Manne angehören, der mich nicht liebt.“

Der Zorn des Barons war schnell entschwun-

den, er sank in den nächsten Stuhl. Mit Schrecken erinnerte er sich, wie weit seine Aufrichtigkeit gegangen war. Nach einem kurzen Nachdenken erhob er sich wieder, aber eine tiefe Blässe bedeckte sein Gesicht, die Stimme war dumpf und tonlos, als er sprach: „Aber wenn Du mein Gespräch hörtest und es Dich in dem Grade verletzte, daß Du meine Gattin nicht werden willst, warum, in des Himmels Namen, ließest Du dann die Vermählung vollziehen?"

Stolz richtete sich Margarethe auf und entgegnete: „Darum that ich das, weil ich nicht wünschte, daß der Mann, den ich zwar noch nicht liebte, aber geliebt haben würde, da mein Herz frei war und ich ihn achtete, daß der Mann, den ich meiner Hand und meiner Person würdig befunden hatte, durch meinen Rücktritt dem Elende, ja ohne seine Schuld der Schande anheim fallen sollte. — Ich habe meine Mission erfüllt, Du bist jetzt reich, dein Vater ist gerettet, mein Vermögen ist das Deine; aber weiter gehe ich keinen Schritt. — Ich wäre verächtlicher als die Niedrigste meines Geschlechtes, wenn ich mich dem Manne hingeben wollte, von dem ich weiß, er liebt mich nicht, blos weil dieser Mann durch den Namen meines Gemahls ein Recht auf meine Person erkauft zu haben glaubt. — Du bemerktest zwar sehr zart, daß vielleicht der Besitz die Liebe erwecken

werde! Ich aber bin der Ansicht, daß die Liebe vorhergehen müsse, und kann die Frau, die sich ohne Liebe und ohne der Liebe des Mannes, dessen Namen sie trägt, gewiß zu sein, ihm ergiebt — nur als eine gesetzlich Entehrte betrachten."

Er schauderte zusammen bei dem kalten, schneidenden Tone, mit dem sie seine eigenen Worte wiederholte, er erkannte plötzlich, wie tief die Wunde war, welche sie durch diese Worte empfangen hatte.

Sie sprach weiter, indem wider ihren Willen ein paar große Thränen ihre bleichen Wangen benetzten: „Wenn Du mich geliebt hättest, wie ich alberne Thörin in meinem Stolze glaubte, als Du meine Hand begehrtest, würdest Du wohl Mittel gefunden haben, meine Schüchternheit zu verscheuchen und in meinem Herzen, das vertrauensvoll Dir entgegenkam, eine Erwiderung Deines Gefühles zu erwecken. Aber, selbst wenn ich Dich bereits geliebt, würden jene entsetzlichen Worte meine Liebe für immer vernichtet haben."

Sanft und klagend hatte sie begonnen, aber kalt und fest geendet. Stolz und hoch aufgerichtet stand sie ihm gegenüber, frei und furchtlos schauten die blitzenden Augen ihn an.

Er betrachtete sie mit Bewunderung, und in seinem Inneren herrschte eine Bewegung, der er keinen

Namen zu geben wußte. Sein Stolz empörte sich mächtig in ihm; schon wollte er den Vorsatz fassen, lieber zu sterben, als mit einem Weibe zu leben, dessen Großmuth ihn so sehr in Nachtheil brachte, und das ihm so gegenüber zu treten, ihm die Bedingungen zu dictiren wagte, unter welchen sie seinen Namen tragen und seine Gattin heißen wollte. Doch dieser Vorsatz ward nicht gefaßt; er dachte an seinen Vater, er wußte, wenn er jetzt zurückträte, wenn sein Vater mit einem Male wieder vor dem Abgrunde der Armuth stände, den er durch die Heirath seines Sohnes ausgefüllt zu haben glaubte, würde dem Baron der letzte Rest von Besinnung schwinden, würde er indirekt einen Vatermord auf seine Seele laden.

Als Margarethe sah, daß er nicht antwortete, sondern unbeweglich und schweigend im Nachsinnen verharrte, sprach sie weiter: „Sei übrigens versichert, daß ich stets Deine treueste Freundin sein und nie vergessen werde, was ich Dir schuldig bin. Die Ehre Deines Namens ruht sicher in meiner Hand; kein Schatten soll sie durch meine Schuld beflecken, und ich werde allen meinen Pflichten als Deine Frau auf das Gewissenhafteste nachkommen. Du wirst in mir eine theilnehmende Rathgeberin, wenn Du mich dessen würdig hältst, eine heitere Gesellschafterin, und sollte,

Bayerische Staatsbibliothek München

was Gott verhüte, eine Krankheit Dich bedrohen, eine treue, gewissenhafte Pflegerin finden. Solltest Du vielleicht später eine Dame finden, die Du Deiner Liebe würdig erachtest, so wirst Du mich zu Deiner Vertrauten wählen. Es ist durchaus nicht meine Absicht, Dich an die ungeliebte Frau für immer zu fesseln, und wir werden dann gemeinschaftlich ein angemessenes Arrangement treffen und einen Scheidegrund ausfindig zu machen wissen, der unsere Trennung ermöglicht."

Mit aller heroischen Anstrengung, die sie aufwendete, konnte sie bei ihren letzten Worten ein leichtes Zittern ihrer Stimme nicht unterdrücken.

Sonderbarer Weise erbebte der Baron bei dem Worte „Trennung" und biß sich auf die Lippen, aber schnell gefaßt antwortete er: „Bei Gott! Du bist ein edles Wesen, Margarethe. Ich kann Deiner Ansicht, so schwer sie mich auch trifft, nur beistimmen; ja ich muß Dich deßhalb nur noch höher achten. Was meinen unglücklichen Irrthum in Betreff Deines Geistes angeht, so brauchte ich wahrlich nicht erst die jetzige Unterredung, um mich zu überzeugen, daß die Dummheit ganz auf meiner Seite war. Ich bitte Dich wegen meiner Albernheit um Verzeihung! Du hast in Allem, was Du sagtest, Recht, und ich hatte Unrecht. Aber zürne mir nicht mehr, Margarethe,

Bayerische Staatsbibliothek

ich bin bestraft genug — grausamer bestraft, als Du vielleicht glaubst und ich Dir sagen kann. Seien wir denn Freunde und trachten wir darnach, uns dieses liebeleere Dasein mindestens so angenehm als möglich zu machen. Ich bitte Dich um dasselbe Vertrauen, welches Du von mir verlangst, dieses Vertrauen aber wird mir — beiläufig gesagt — niemals nöthig werden; denn bedenke selbst, konnte ich Dich nicht lieben, deren edlen Charakter ich erst jetzt erkenne, deren Schönheit mir aber längst strahlte, so wird auch kein Weib auf Erden mir dieses Gefühl einzuflößen im Stande sein. Von mir also wird der Wunsch unserer Trennung niemals ausgehen. Aber Du, wenn Du einen Mann finden solltest, den Du mit jener Leidenschaft, deren ein Charakter wie der Deine fähig sein muß, liebst — so — doch genug davon, Du verstehst mich und wirst vorkommenden Falles darnach handeln."

Er hielt inne, denn er war nicht im Stande gewesen, das, was er meinte, in Worten auszusprechen; er hatte ein Gefühl der Erstickung in seiner Kehle gefühlt. Das vorher so bleiche Gesicht war geröthet, und die Augen schleuderten einen zornigen Blitz, ein unheilverkündendes Leuchten flammte in ihnen.

Margarethe hatte schon den Mund geöffnet, um

zu versichern, daß dieser Fall bei ihr nie eintreten werde, aber der blitzschnelle Gedanke, daß eine solche Versicherung leicht ihre Liebe verrathen oder ihm Hoffnung geben könne, diese sich zu erwerben, schloß ihn schnell wieder.

So war Jedes mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und bemerkte die Bewegung des Anderen nicht.

Egon streckte ihr jetzt die Hand entgegen und sagte: „Also, liebe Margarethe, auf eine treue, feste Freundschaft!"

Sie schritt schnell auf ihn zu und legte erröthend ihre kleine Hand in die seine. Er führte sie an seine Lippen und sprach weiter: „Jetzt aber, meine liebe Freundin, bitte ich Dich um Erlaubniß, den Rest der Nacht hier in Deinem Zimmer zuzubringen."

Die Hand ihm gewaltsam entziehend, wich sie ergläheud zurück, aber bevor sie sprechen konnte, sagte er: „Erlaube einen Augenblick, meine Liebe. Höre erst meine Gründe zu dieser Dich befremdenden Bitte. Ich bin durchaus nicht gesonnen, uns zum Gespött zu machen; Du weißt, der Dienerschaft entgeht Nichts, und die unsere würde unter wer weiß was für tollen Zusätzen die pikante Neuigkeit, daß der Baron Leslie die Hochzeitsnacht in seinem eigenen Schlafzimmer zubrachte, zu verbreiten bemüht sein. Um unserer

Beider Ehre willen muß die Dienerschaft glauben, Du seiest in Wahrheit meine Gemahlin."

Margarethe war verständig genug, um die Wahrheit seiner Worte sofort einzusehen, und erwiderte tief erröthend: „Ja, Du hast Recht. Nun, so bleibe denn hier."

Er küßte näher tretend ihre Hand und sagte: „Ich danke Dir für diese Erlaubniß! Doch Du hast Ruhe nöthig; gute Nacht, liebe Margarethe!"

Sie legte sich auf das Bett, er streckte sich in der Chaise-longue aus. Ruhe fand er natürlich nicht, zu viel Bewegung war in seiner Seele, ein Chaos von Gefühlen fluthete da auf und nieder.

Unter bitteren, oft qualvollen Gedanken brach endlich der Tag an. Er bemerkte es nicht; bleich, mit geschlossenen Augen lag er, faßte Vorsätze, machte Pläne, um sie wieder zu verwerfen. Der Schlag der siebenten Stunde entriß ihn endlich dem Sinnen. Er stand auf, die müden Augen mit Wasser benetzend. Zögernd schaute er zu Margarethen hin.

Durch ihren weißen Arm, der ausgestreckt herniederhing, hatte sich die fest geschlossene Gardine verschoben und gestattete ihm, einen Blick auf die schöne Schläferin zu werfen. Sie lag keusch und graziös in sich geschmiegt, bis zum rosigen Kinn von der Decke verhüllt, unter welcher sich der eine kleine, noch

von dem seidenen Strumpfe bedeckte Fuß hervorstahl; die glänzenden Flechten des schönen Haares hingen schwer von dem mit Spitzen besetzten Kissen hernieder. Dies reizende Bild schwebte in Wolken rosigen Lichtes, welches, durch die rothseidenen Rollgardinen hervorgebracht, das ganze Zimmer erfüllte. Mit dem heiligen Vertrauen eines Kindes in die Ehre des Gatten schlummerte Margarethe so ruhig als im Schooße der Mutter. Angezogen von ihrer Schönheit, näherte sich Egon, bewundernd stand er vor ihr, sie mit glühendem Blick betrachtend. Endlich kniete er auf der Estrade nieder, die herabhängenden, duftenden Flechten mit Küssen bedeckend; bald konnte er dem Verlangen, auch auf den schönen Arm einen Kuß zu drücken, nicht länger widerstehen. Auf ihren festen Schlummer bauend, drückte er seine glühenden Lippen darauf — da bewegte sich Margarethe und ihren halbgeöffneten Lippen entquoll ein tiefer Seufzer. Ehe sie aber ganz erwachte, erhob er sich rasch; geräuschlos schloß sich hinter ihm die kleine Thür.

Neuntes Kapitel.

Am Morgen.

Eine Stunde später lag der Baron auf dem Sopha in seinem Zimmer, als die Thür sich öffnete und der eintretende Diener die Meldung brachte: „Die gnädige Frau lasse fragen, ob der Herr Baron allein oder mit ihr frühstücken wolle.“

Wie von einer Stahlfeder emporgeschnellt, sprang der Baron auf: „Sicherlich gehe ich zu meiner Frau! Wen hat die Baronin geschickt?“

„Mamsell Marie.“

„Sage ihr, ich lasse die Frau Baronin bitten, einen Augenblick zu warten, ich würde sogleich kommen. Komm schnell zurück, um mich anzukleiden.“

Während der Diener den Auftrag ausrichtete,

eilte der Baron zum Spiegel, ward aber nicht wenig verdrießlich, als ein bleiches, überwachtes Antlitz ihm entgegenschauete. Zu deutlich waren die Gemüthsbewegungen der vergangenen Nacht darauf verzeichnet, und ein blauer Ring um die Augen sprach von geistiger und körperlicher Ermüdung.

Das ganze Gesicht steckte der Baron in das Wasser des Waschbeckens, davon hoffte er eine bessere Farbe zu erhalten. Noch niemals war Jean wegen einer Morgentoilette so gepeinigt worden. Heute konnte er Nichts rasch und Nichts gut genug machen. Endlich war das große Werk vollbracht. Nach einem abermaligen Blick in den Spiegel, der dies Mal befriedigender ausfiel, verließ der Baron das Zimmer.

Jean brummte hinter ihm her: „'s ist merkwürdig! Noch niemals ist der Herr so eigensinnig gewesen, er muß bis über die Ohren in seine Frau verliebt sein, trotzdem, daß er vorhin, wie er von ihr kam, gar nicht absonderlich glücklich aussah. Im ganzen Leben hat er nicht solch' Wesens von seiner Toilette gemacht. Noch gestern Morgen war ihm Alles recht, und das war doch ein unendlich wichtigerer Tag, als heute. — Na, wenn das so fortgeht, da kann ich mich freuen. Ich möchte nur wissen, ob die Gnädige ihre Jungfer auch so

gequält hat. — Nun, ich darf ja nur die Marie fragen, die ein gar hübsches, feines Mädchen ist. Hm! hm! es wird sich ganz behaglich hier leben lassen. Die Marie und ich müßten ein nettes Pärchen abgeben, könnten uns gegenseitig unsere Beobachtungen über die gnädige Herrschaft mittheilen. — Ja, ja, es geht nirgends närrischer zu, als in der Welt! Gestern sah es bei uns noch gar nicht so aus. Ob's denn alle Neuvermählten so machen? 's ist doch Schade, daß ich gar keine Erfahrung in dieser Beziehung habe, das macht, weil ich seit meinen sechs Dienstjahren nicht von dem Herrn Baron weggekommen bin. Hm! ich muß nur die Marie fragen, die wird's wohl wissen, da sie schon wo anders gedient hat, und dann ist sie ein Frauenzimmer, die stecken ihre Nasen in Alles!"

Vor sich hinmurmelnd ging er, um seine Neugierde zu befriedigen.

Im Wohnzimmer kam Margarethe ihrem Gemahl entgegen und sprach, freundlich aber verlegen ihm die Hand reichend: „Guten Morgen, lieber Egon!"

Er erwiderte, ihre Hand küssend: „Guten Morgen, theuerste Margarethe!" — sie dabei mit glänzendem Blick betrachtend. In ihrer lieblichen Verwirrung erschien sie ihm heute fast noch schöner,

als gestern Nacht. Sie trug einen offnen, reich gestickten, rosa Seide gefütterten Peigner, über einen mit Spitzen und Stickereien verzierten weißen Musselinunterrock, auf den die breiten Enden des um die Taille geschlungenen Bandes hinabfielen. Das Haar war unter einem Spitzenhäubchen verborgen, unter dem sich hinter jedem Ohr zwei lange goldglänzende Locken hervorstahlen.

Die Unterhaltung während des Frühstückes war anfangs ziemlich einsilbig, aber allmählich wurde sie belebter. Der Baron war entzückt über die liebliche Geschäftigkeit, womit sie Alles für seine Bequemlichkeit einzurichten bemüht war. Die anfängliche Verlegenheit war von ihrem Antlitz verschwunden. Jetzt, wo ihr eheliches Verhältniß festgestellt war, fühlte sie sich ruhig, und ihre ganze natürliche Lebhaftigkeit kehrte zurück. Ein längeres Schweigen unterbrach sie mit den Worten: „Ich hoffe, Du wirst mich dann im Schlosse umherführen, damit ich meine neue Heimath kennen lerne.“

„Ei gewiß, wenn Du es wünschest, mit dem größten Vergnügen. Was wirst Du dann beginnen? Wollen wir vielleicht schon heute mit unseren Visiten anfangen?“

„O nein! heute nicht, und wenn es Dir recht ist, überhaupt nicht so bald. Ich wünschte erst hier

heimisch zu werden und die nächste Umgebung des Schlosses kennen zu lernen. Dann möchte ich auch die Einrichtung des Haushaltes untersuchen, um Alles nach einem bestimmten Plane zu regeln, wie ich es zu Hause gewohnt war. Mindestens eine Woche habe ich vollauf Beschäftigung."

„Aber, meine Liebe, warum willst Du selbst Dich damit bemühen? Genügt dazu nicht Frau Schenck? Sie ist mir sehr gut empfohlen worden, und ich kenne sie schon seit meiner Kindheit als ganz tüchtige und treue Person, denn sie diente beim Grafen Welser, unserem nächsten Nachbar."

„Nein, bester Freund, sie genügt nicht. Keine Frau sollte sich für zu vornehm halten, selbst die Oberaufsicht über ihren Haushalt zu führen. Das Auge der Hausfrau entdeckt noch so Manches, was der Haushälterin entgeht, sei diese auch noch so pflichtgetreu und geschickt; die Ordnung und Behaglichkeit des ganzen Hauses gewinnt, und die Wirthschafterin selbst — wenn dies anders eine verständige Person ist — nimmt lieber zuweilen einen kleinen Tadel hin, als daß sich Niemand darum kümmert, ob sie ihre Pflicht thut, oder nicht. Es ist Zeit, daß Du eine geregelte Ordnung im Hause kennen lernst, denn die Garçonwirthschaft Deines Vaters muß ganz gräulich gewesen sein."

Der Baron lachte laut und sagte: „Ja, mein Kind, Du hast da ein sehr wahres Wort gesprochen, gräulich in jeder Beziehung war sie. Uebrigens hast Du ganz Recht, meine Liebe. Geht mir es doch gerade so. Der Verwalter, ein so tüchtiger Mann der alte Schulze ist, so strengrechtlich in jeder Beziehung, übersieht doch so Manches, was zum Gedeihen des Ganzen beiträgt."

„Nun siehst Du, bei Dir ist es genau so im Großen, wie bei mir im Kleinen. Du bist es also zufrieden, wenn wir unsere Besuche noch aufschieben?"

„Gewiß, mein Kind, richte Du dies Alles nach Deinem Gefallen ein. Ohnedies haben wir nur nöthig, auf den zunächst gelegenen drei Edelsitzen Besuche zu machen. Graf Welser ist in Wien, und die anderen Herrschaften wohnen uns zu fern, als daß sie von uns Besuch erwarten dürften."

„Das ist mir sehr angenehm! denn ich muß Dir sagen, ich hasse das viele Visitenmachen. Ueberhaupt mache ich mir nicht viel aus der Welt und würde Dir sehr verbunden sein, wenn wir so wenig Fremde als möglich bei uns sähen. Die sogenannte Gesellschaft erschien mir so hohl und erbärmlich, daß ich jedes Mal nach einer Einladung, die ich annehmen mußte, froh war, in mein stilles Zimmer zu kommen, das mir dann doppelt traulich erschien.

Lache mich aus, Egon, aber ich erschien mir stets als meine beste Gesellschaft; bei mir amüsirte ich mich besser, als in dem glänzenden bunten Wirrwarr, aus dem ich kam.“ Fröhlich lachte sie über sich selbst und sagte: „Du siehest, Egon, ich bin sehr stolz. Freilich rächte man sich an mir, denn ich erhielt den Titel: ‚stolze Kaufmannsprinzessin;‘ indessen das galt mir gleich, denn ich bin der Meinung, der Stolz ist ein nothwendiges Uebel, nur mit ihm kann man die Gemeinheit fern von sich halten“ Sie sagte dies mit einem unendlich stolzen Blicke und etwas hochmüthig zurückgeworfenem Kopfe.

Der Baron, hoch erfreut, in ihren Worten den eigensten Ausdruck seiner Gedanken zu vernehmen, betrachtete sie mit glänzenden Augen und rief heiter: „Ei sieh, sieh meine Margarethe, wie stolz Du bist! Aber mit diesen Deinen Ansichten passen wir ja vortrefflich zu einander, denn auch ich hasse die Gesellschaften, und während mein Vater von einem Fest zum andern, von einem Vergnügen zum andern flog, war es meine Lust, mich mit meinen Büchern oder mit Musik zu beschäftigen. Nur dann ging ich in Gesellschaften, wenn ich nicht anders konnte.“

Margarethe, so sehr erfreut sie auch über diese Uebereinstimmung ihrer Neigungen war, ging doch nicht auf ein Gespräch ein, das in ihrer Lage seine

bedenklichen Seiten hatte und sie weiter führen konnte, als sie wünschte. Sich erhebend sagte sie: „Jetzt, mein lieber Freund, wünsche ich das Schloß zu sehen!“

Der Baron führte sie überall umher. Mit vielem Luxus und Geschmack waren die Gesellschafts- und Gastzimmer eingerichtet. Margarethe lobte Alles, am meisten aber gefiel ihr die Bibliothek. Diese nahm die andere Hälfte des Mittelthurmes ein und war durch eine Thür mit dem Speisesaal verbunden; gleich diesem hatte sie einen Altan vor den Fenstern. Nach dem Garten hinaus gelegen, der ein Stück an der Bergwand hinaufstieg, bot sie einen reizenden Aufenthalt der Einsamkeit und Stille und gestattete dem Blick, auf dem sammetenen Grün des Rasens zu ruhen und in das geheimnißvolle Waldesdunkel zu dringen. Rings an den Wänden des Zimmers standen Regale von zierlich geschnitztem, durch die Zeit dunkel gewordenem Eichenholz, angefüllt mit Büchern in deutscher, englischer und französischer Sprache. In der Mitte stand der große Wiener Concertflügel. Margarethe konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihn durch einige Präludien zu prüfen.

„Das ist ein ausgezeichnetes Instrument!“ sagte sie zu dem ihr zur Seite lehnenden Egon.

„Ja, ich finde das auch, möchtest Du nicht Etwas spielen?“

„Nein, jetzt nicht,“ entgegnete sie sich erhebend. „Du mußt Dich schon noch gedulden, ehe Du meine Kenntnisse in dieser Beziehung prüfen kannst.“

Er erröthete vor Verlegenheit, denn er verstand sehr wohl diese leise Anspielung auf sein Gespräch mit Gerster. Sie sprach weiter: „Dies Zimmer gefällt mir sehr und scheint eigends für mich gebaut, um meiner großen Vorliebe für den Wald zu genügen. Aber was ist denn das?“ setzte sie hinzu, auf einen Violinkasten zeigend, der des Barons Geige, ein höchst werthvolles Cremoneser Instrument, enthielt. „Du spielst wohl gar Violine?“

„Ja, wußtest Du das nicht? Und ziemlich gut, hoffe ich.“

„Nein, kein Wort weiß ich! Ach, welch' Glück! wie bin ich so froh! Welch' großen, herrlichen Genuß werden wir dann haben! Noch heute muß der Koffer mit meinen Musikalien ausgepackt werden. O Beethoven, Mozart und Haydn, meine theuren Lieblinge, wie werden mich Eure herrlichen Schöpfungen erfreuen!“ Ganz roth vor Freuden schlug sie entzückt in die kleinen Hände. Er machte große Augen und fragte: „Wie, Margarethe, spielst Du dies Alles.“

Sie lachte und entgegnete mit einer scherzenden tiefen Verneigung: „Ja, mein Freund, Margarethe spielt dies Alles; da ich mich nun einmal in meiner Freude verrieth, so magst Du es wissen, und —" fügte sie ihn neckend anblickend, parodirend hinzu: „ebenfalls ziemlich gut, hoffe ich."

„Nun, das ist schön! Wir können uns da ja prächtig amüsiren! Du singst wohl auch? ich liebe den Gesang außerordentlich."

„Ja ein wenig! Aber nun, mein Freund, wünsche ich auch Deine Zimmer zu sehen. Warum zeigtest Du mir diese nicht auch."

„Ich habe nur zwei, meine Liebe, ein Arbeits- und ein Schlafzimmer. Ich hatte darauf gerechnet, die meiste Zeit bei Dir in Deinem Wohnzimmer oder mit Dir in der Bibliothek zuzubringen. — Jetzt freilich weiß ich nicht, ob" — setzte er verlegen hinzu und brach zögernd ab.

Sie erröthete, erwiderte aber freundlich: „Jetzt, mein Freund, wird das ganz Dasselbe bleiben. Du bist willkommen, wann es auch sei, sobald Du mir Gesellschaft leisten willst. Aber ich will Deine Zimmer sehen. Die Dienerschaft würde ihre Folgerungen machen, sobald ich mir Alles ansehen wollte und nur diese allein nicht."

„Nun, so komm denn! Allein Du wirst von

ihrem Anblick nicht sonderlich erbaut sein; es sieht darin aus wie in einem Alterthumsmuseum."

„Wie? Was sagst Du? Haben sie denn nicht ebenfalls eine neue Einrichtung erhalten?"

„Nein. Ich habe schon genug von Deinem Vater annehmen müssen, daß ich unmöglich auch noch meine eigenen Zimmer auf seine Kosten verschönern mochte."

Margarethe warf einen Seitenblick auf ihn, aber sie begriff das stolze Gefühl, das ihn geleitet, und erwiderte Nichts.

Als Herr Walters die vollendete Einrichtung des Schlosses in Augenschein nahm und dem Schwiegersohn seinen höchsten Beifall aussprach, zögerte er auch nicht, sein Mißfallen über jene beiden Zimmer, die er geradezu ein paar „abscheuliche Löcher" nannte, auszusprechen. Auf dessen Erwiderung sagte er: „Mein lieber Sohn, erlauben Sie mir, Ihnen eine Bemerkung zu machen. Ihr Stolz ist hier ganz am unrechten Orte. Sie sagen, ich hätte schon so Viel für Sie gethan, daß Sie nicht auch noch dies von mir annehmen könnten. Gut, ganz wie Sie wollen. Allerdings habe ich Viel, sehr Viel für Sie gethan, oder richtiger gesagt, bin im Begriff es zu thun, denn nicht das Geld, das ich Ihnen gab, meine ich, sondern meinen größten Schatz, mein

höchstes Kleinod, meine Tochter. — Diese gebe ich Ihnen, und Sie nehmen dies mein kostbarstes Besitzthum ohne Bedenken von mir an, sträuben sich aber, mir eine armselige Zimmereinrichtung verdanken zu wollen. Ich will übrigens nicht weiter in Sie dringen, ich sagte dies Ihnen nur, um Sie von Ihrem Unrecht zu überzeugen. — Aber warten Sie nur —" fügte er scherzend hinzu — „lassen Sie nur erst meine Margarethe hier heimisch werden und ihre mir ganz unbegreifliche Schüchternheit verlieren, dann wollen wir uns wieder sprechen, ich sehe es noch, daß sie diese Zimmer umstürzt. O, lächeln Sie nur; wer zuletzt lacht, lacht am besten! Sie wird schnell genug ihren Willen durchsetzen, denn Sie werden ihr eben so wenig widerstehen können, als ich es je gekonnt."

Der Baron behielt sein ungläubiges Lächeln bei, denn er glaubte, es sei unmöglich, daß seine blöde Braut so viel Willensstärke besitzen könne, um ihn zum Aufgeben seines Entschlusses zu bringen. Lebhaft erinnerte er sich jetzt dieses Gespräches und beschloß im Stillen, durchaus nicht nachzugeben, wenn Margarethe eine Aenderung wünschen sollte.

Was gingen sie denn seine Zimmer an — es war gewiß so wie das erste, auch das letzte Mal, daß sie diese betrat — bevor nicht — — —

Nun, wenn dieser glückliche Fall eintreten sollte,

ja, dann allerdings — da mochte sie mit ihnen machen, was sie wollte.

Sie traten in das Arbeitszimmer. Er hatte allerdings Recht, es war eine wahre Antiquitätensammlung. —

Das massive Schreibepult von ausgelegtem Nußbaumholz mit den schwerfälligen gedrehten Füßen, das große Rohrsopha, dessen Lehnen mit Schnitzereien bedeckt waren, die in ziemlich plumper Arbeit alle möglichen und unmöglichen Thiergestalten in den abenteuerlichsten Verrenkungen zeigten, die hochlehnigen Stühle, gleich dem Sopha mit grünen Sammetpolstern belegt; all' dies im Verein mit dem großen Tische in der Mitte des Zimmers, der in alter Holzmosaik ausgelegt war, so wie mit den schweren, etwas verblichenen Sammetgardinen der Thüren und Fenster, gab ein Ensemble, in dessen Mitte man sich in alte, längst vergangene Zeiten zurück versetzt wähnte. Das Schlafzimmer war mit einer sehr wohl erhaltenen Goldledertapete ausgeschlagen. An der Wand, dem Bett gegenüber, war eine geschmackvoll geordnete Trophäe alter kostbarer Waffen befestigt. Das Bett selbst war um drei Stufen von dem Fußboden erhöht und in seiner ganzen kolossalen Größe — die ganz bequem vier Menschen Platz geboten hätte — von einem Thronhimmel überragt,

dessen vier Ecken große weiße Federbüsche schmückten und von dem blutrothe Damastgardinen schwer und verhüllend herniederhingen. Auf der Schwelle stehend, betrachtete Margarethe mit einem unwillkürlichen Grausen dieses Zimmer. Ueberhaupt machten beide Zimmer, die einen Alterthumsfreund in das ungemessenste Entzücken versetzt haben würden, einen düsteren, traurigen Eindruck, besonders wenn man noch ganz erfüllt von dem heiteren, schönen Anblick, den Margarethens Zimmer und die übrigen Räume des Schlosses darboten, hier eintrat. Der Baron deutete auf eine Thür im Hintergrunde: „Dort befindet sich mein Ankleidezimmer, und dies stößt an Dein Schlafgemach."

Bei diesen Worten nahm er aus einem Kästchen von dem Kaminsims einen kleinen, zierlich geformten Schlüssel, den er mit den Worten in Margarethens Hand legte: „Nach unserem Uebereinkommen besitze ich kein Recht zu diesem Schlüssel mehr, und — überlasse ihn Dir."

Eine dunkle Röthe bedeckte ihr Gesicht, sie verstand wohl, welche Thür dadurch geöffnet wurde. Hastig danach greifend, verbarg sie den Schlüssel in ihrer Tasche.

Der Baron hatte sich abgewendet und war zum Fenster getreten, theils um ihr Zeit zu lassen,

ihre Verwirrung zu überwinden, theils aber auch um der eigenen Bewegung Herr zu werden.

Nach einer Pause sprach Margarethe: „Lieber Egon, Deine Zimmer gefallen mir ganz und gar nicht. Wenn ich nur einen einzigen Tag hier verweilen müßte, würde ich sicher krank. Und in diesem Bett, welches aussieht, als sei ein Mord darin begangen worden, könnte ich nicht eine Minute bleiben. Ich bin gewiß, auch Du mußt etwas Aehnliches empfinden.“

Der Baron erwiderte lachend: „Ich mich fürchten? O nein, Margarethe, so kindisch bin ich nicht. Und doch —“ setzte er ernst hinzu — „hast Du vielleicht Recht in Betreff dieses Bettes. Einer meiner Ahnherren, Gottfried von Lerslie, hegte Argwohn wegen der Treue seiner Gemahlin. Eine verstellte Abreise entfernte ihn; unvermuthet zurückkehrend, fand er bei ihr den eigenen Neffen. Dieser verschwand für immer . . . die schöne Isidora aber ward am folgenden Morgen in diesem Zimmer todt gefunden . . . Es hieß, der Schlag habe sie getroffen. — Aber in Wahrheit erdrosselte sie ihr Gemahl. Man sagt, sie verfluchte das Geschlecht Lerslie. Nie solle die Herren von Lerslie die Liebe ihrer Frauen beglücken, und sie erscheint jedem Baron drei Tage vor seinem Tode, ihm diesen verkündigend.“

Margarethe war bei dieser grauenhaften Erzählung bleich und entsetzt in einen Stuhl gesunken; jetzt fragte sie zagend: „Und ging dieser Fluch in Erfüllung?“ Trübe lächelnd, denn er dachte an sein eigenes Geschick, entgegnete Egon: „So ziemlich! Wenigstens hatten alle Verslies viel durch die Liebe zu leiden, und meine eigene Mutter — war unglücklich und liebte meinen Vater nicht. Doch war dies seine eigene, und nicht die Schuld des Fluches.“

„Und die Erscheinung?“

Diese soll eintreffen. Es finden sich darüber verschiedene Aufzeichnungen in den Familienpapieren. Vor dem Tode meine Großvaters soll sie ihm drohend mitten im lustigsten Gelage erschienen sein. Drei Tage darauf stürzte er mit dem Pferde und brach den Hals; sein Diener will die Gestalt der Isidora mit drohend erhobenem Arm vor dem Pferde des Barons gesehen haben, ehe es wild wurde.“

„Entsetzlich!“ stöhnte Margarethe. Endlich gewaltsam ihren Schrecken abschüttelnd, sprang sie auf und rief: „Um so mehr müssen wir darauf denken, diese Einrichtung zu verändern; Du wirst sicher krank, wenn Du hier wohnst!“

„Nein, meine Liebe, das ist thöricht! Ich glaube an all' diesen Spuk nicht, und die Schatten

der grauen Vergangenheit haben keine Schrecken für mich. Ich kann ruhig schlummern in diesem Bett. — Isidora war eine Verbrecherin, die nicht mehr empfing, als was sie verdiente —" setzte er streng hinzu. „Und was diese Sagen betrifft, so ist das in jeder alten Familie etwas Gewöhnliches. Du kannst überall in Deutschland umher reisen und wirst finden, daß jedes Schloß seine Sage und seinen eigenen Spuk hat. — Ich bin an diese Einrichtung meiner Zimmer gewöhnt, Du wirst mir deßhalb erlauben, daß Alles so bleibt als es ist."

„Nun wie Du willst, das ist Deine Sache und geht mich Nichts an. Ich muß jetzt an die Arbeit gehen, adieu!" entgegnete etwas empfindlich Margarethe und entfernte sich mit einer kurzen, kalten Verneigung.

Als sie ein warmes Kleid angelegt hatte, ließ sie die Wirthschafterin rufen, und diese mußte ihr alle Schränke öffnen, sowie alle Einrichtungen des Hauses zeigen. Frau Schenck war eine vernünftige Frau. Zwar erstaunte sie nicht wenig, in ihrer Gebieterin eine in allen Branchen der Wirthschaft so erfahrene Dame zu finden, fügte sich aber mit wirklichem Vergnügen in die zweckmäßigen Befehle, die liebenswürdig und gütig ihr ertheilt wurden.

Zuletzt verlangte die Baronin noch die genaueste

Pünktlichkeit in der Besorgung des Haushaltes, eine sorgfältige Buchführung auch über die kleinsten Ausgaben und am Letzten jeden Monates Rechnungsablegung an sie. Ferner ordnete sie an, daß der Speisezettel für den folgenden Tag an jedem Morgen auf ihre Toilette gelegt werde, damit sie, falls es ihr beliebe, eine Abänderung anordnen könne, zugleich bestimmte sie, daß die Wirthschafterin, falls sie Etwas zu berichten habe, die Toilettenzeit dazu wählen solle.

Beide trennten sich mit gegenseitiger Zufriedenheit.

Frau Schenck sagte später zu der versammelten Dienerschaft beim Diner: „Das kann ich Euch sagen, unsere Baronin ist eine ganze Frau, Alles versteht und weiß sie. Na, wenn alle vornehmen Damen so wären, da würde manches hohe Haus, das durch leichtsinnige, lüderliche Wirthschaft zu Grunde geht, gerettet werden. Ja, aber meistens denken diese Damen, sie sind viel zu gut, um sich um die Wirthschaft zu bekümmern, und es ginge ihnen Etwas ab, wenn sie auch einmal, wie es sich für eine richtige Hausfrau schickt, die Nase hineinsteckten. Ja, ja, so geht es bei solchen Herrschaften. Wirthschafterin, Kellermeister und Diener mästen sich und werden reich, und die gnädige Herrschaft wird alle Tage ärmer, das geht so durch mehrere Generationen durch, und zuletzt wird das größte

Vermögen alle. Die Urenkel müssen dann ausbaden, was die Ahnen angefangen und verschuldet haben. Na, unser Herr Baron, Gott segne den lieben Herrn! er verdient es — besitzt eine wahre Perle an seiner Frau!"

Es war zwölf Uhr, als der Baron nach den Zimmern seiner Frau ging, um sie zum Frühstück abzuholen.

Die Zimmer waren leer; er rief nach ihr, denn er wagte sich nicht weiter, als bis an die offenstehende Thür des Ankleidezimmers. Da erhob sie die Gardine des Schlafgemaches und trat heraus. In ihrem grauen Wollenkleide, dem schwarzseidenen Schürzchen und dem kleinen weißen Häubchen sah sie aus, wie eine schöne Quäkerin.

„Hier bin ich, Egon; was wünschest Du von mir?"

„Ach, Nichts weiter; ich hoffte nur, Du würdest mir beim Frühstück Gesellschaft leisten; es ist schon zwölf Uhr!"

„O wirklich! Verzeih! Das Frühstück hatte ich ganz und gar vergessen, seit einer Viertelstunde muß es servirt sein. Ich war so müde, daß ich durchaus einige Minuten ruhen mußte, denn ich bin überall umher gelaufen, sogar bis in den Keller. Sei so

gut und gehe voraus; ich will mich schnell umkleiden, in fünf Minuten bin ich bei Dir."

„Ah nicht doch! Zu was erst umkleiden? Du siehst so hausmütterlich in Deinem Wirthschaftsanzuge aus, daß mir das Frühstück noch einmal so gut schmecken wird. Komm nur, komm!"

Lächelnd ließ sie sich von ihm fortführen, und Beide fanden, daß Arbeit den Appetit sehr verbessere.

Nach Beendigung des Frühstückes wendete er sich fragend zu ihr: „Was meinst Du, Margarethe, wollen wir noch heute beginnen, die Umgegend zu durchstreifen? Die Sonne scheint so verlockend, es wäre doch schade, wenn wir den schönen Tag nicht benutzten."

„Ja, Du hast Recht, ich wollte Dir dies auch schon vorschlagen. Wie ist es denn, hast Du schon Anordnungen für das versprochene Fest getroffen."

„Ja gewiß! Heut' Morgen während Deiner wirthschaftlichen Excursionen bin ich meinerseits in den Ställen umhergewandert und habe meine landwirthschaftlichen Kenntnisse leuchten lassen. Der Verwalter kennt meine Wünsche, die ich ihm gleich bei dieser Gelegenheit entwickelte, er wird den materiellen, Herr Flemming, der Lehrer, den geistigen Theil des Festes übernehmen; Du aber, mein Kind, erfährst nichts Weiteres. Du sollst sehen, wie hübsch

es werden wird. — Aber sprich, wollen wir fahren? denn zum Reiten bist Du doch zu müde."

„Ach nein, wir wollen reiten. Blanche wird auch gern aus dem Stalle kommen. Außerdem fahre ich nie gern, wenn ich auf dem Lande bin; man ist zu Pferde weit unabhängiger. Laß Du die Pferde bringen, ich eile mich anzukleiden."

Bald erschien sie wieder im blauen Reitkleid, auf dem Haupte einen kleinen Hut, von dem eine weiße Feder anmuthig bis zur Schulter herniederhing.

Sie stieg in den Hof hinab, wo eben der Baron selbst dem Riemenzeug ihres schönen weißen Pferdes eine sorgfältige Beachtung widmete. Eben zog er den Sattelgurt fester. Auf eine ungeheure Bulldogge deutend, die sein Pferd, einen schönen Fuchs, umsprang, sprach er:

„Sieh' Margarethe, da ist Lion, von dem ich Dir sagte. Wollen wir ihn mitnehmen?"

„Ei ja, natürlich! er freut sich ja schon darauf. Aber erst will ich seine Bekanntschaft machen."

Sie streckte die Hand nach dem Hunde aus, indem sie ihm näher trat. Der Baron rief ängstlich: „Greife ihn nicht an! Er läßt sich von Niemanden berühren, den er nicht genau kennt."

„Ach Thorheit! Mir sind alle Hunde gut, denn

die klugen Thiere wissen recht wohl, wie sehr ich ihre Freundin bin. Komm her, Lion!“

Der Hund kam wirklich schweifwedelnd herbei; sich vor ihr hinstellend, empfing er die Liebkosung der weißen Hand mit wohlgefälligem Augenblinzeln.

Triumphirend und geschmeichelt blickte sie zu Egon auf, der besorgt und um sie zu schützen näher getreten war, und jetzt erstaunt ausrief: „Nun, das muß ich sagen, so was ist mir noch nicht vorgekommen! Lion ist nicht gerade bös und greift nur auf meinen Befehl an; allein so wie ihn Jemand zu berühren versucht, weis't er knurrend die Zähne.“

„Das ist wohl möglich, anderen Leuten vielleicht, aber nicht mir. Jetzt sind wir Freunde für immer, nicht wahr, mein Hund?“ Dieser leckte schmeichelnd die liebkosende Hand. Sie sprach weiter: „Das kluge Thier wird ein prächtiger Begleiter für mich sein, wenn Du daran verhindert bist; mit ihm an meiner Seite kann ich ganz meiner Neigung nachgeben, in den Bergen und im Walde umherzustreifen. Was sagst Du dazu, Lion? Wirst Du mich beschützen?“

Der Hund, welcher sich zu ihren Füßen gelagert hatte, sprang auf und den Kopf erhebend, ließ er ein leises drohendes Knurren hören.

Sie lachte und rief: „Nun, Egon, da siehest

Du es ja, er versteht mich schon.“ Liebkosend den dicken, häßlichen Kopf mit der schwarzen Doppelnase streichelnd, sagte sie zu Lion: „Du bist ein kluges Thier, mein guter Hund, und wirst schnell mein Liebling werden.“

Sie war doch sehr erfreut über ihren kleinen Sieg.

Der Baron sagte kopfschüttelnd: „Ich finde nur die eine Erklärung dafür, daß Du besondere Zauberkünste angewendet haben mußt. Ich fange an, mich vor Dir zu fürchten!“ fügte er scherzend hinzu, sie auf ihr Pferd hebend. Er selbst war, ohne den Bügel zu benutzen, mit einem Sprunge im Sattel. Fort ging es in sausendem Galopp. Margarethe war eine verwegene Reiterin, und der Baron, obgleich selbst ein guter Reiter, fand, daß sie ihm vollständig gewachsen war, ja daß er sich zusammennehmen müsse, um ihr nicht nachzustehen.

Zehntes Kapitel.

Der Baron setzt seine Entdeckungen fort.

Abends finden wir unser junges Paar in der Bibliothek wieder. Die am Tage gleich Marquisen in die Höhe gezogenen grünseidenen Gardinen sind herabgelassen, und in dem Kamine von schwarzem Marmor brennt ein helles Feuer. Auf dem geöffneten Flügel stehen zu jeder Seite zwei hellbrennende Moderateurlampen, die schöne, in blaue Seide gehüllte Gestalt, das begeisterte Antlitz Margaréthens beleuchtend. Sie sitzt vor dem Instrumente, die weißen Hände bewegen sich mit graziöser Geschicklichkeit auf und nieder, ihm die herrlichsten Harmonieen entlockend. Ihr zur Seite steht der Baron vor einem hohen Notenpult, die Violine in seiner Hand. Er spielt mit einem Feuer, einer Begei-

sterung, die ihn selbst in Erstaunen versetzt. Sie führen die schöne Es-dur-Sonate von Beethoven, Opus 7, mit dem unvergleichlichen Adagio, mit seltener Meisterschaft aus.

Nach Beendigung des letzten Satzes sprach Margarethe, noch ganz glühend vor künstlerischem Entzücken: „Aber, Egon, Du spielst ja wunderschön! Du bist ein Meister auf Deinem Instrument!"

„Und Du, Margarethe, Dein Spiel ist wahrhaft entzückend; mit Dir nicht schön zu spielen, ist eine Unmöglichkeit für Jeden, der Herz und Sinn nebst ein wenig Talent für die göttliche Musika hat! Du reißest mich fort, und mein Spiel war nur der Abglanz des Deinigen!"

Sie blickte ihn an und brach plötzlich in ein lautes, heiteres Lachen aus.

„Nun, warum lachst Du denn?" fragte er ganz verwundert.

„Ach, weißt Du, ich finde es so unendlich komisch, daß wir uns Beide die allerschönsten Schmeicheleien sagen."

„Es ist wahr, Du hast Recht," versetzte er lächelnd; „aber was willst Du, da wir Beide erst jetzt anfangen, unsere Kenntnisse und Talente zu entdecken, so müssen wir uns wohl gegenseitig darüber aussprechen."

„Hier ist eine schöne Sonate von Haydn, ei, sieh', sie ist ebenfalls in Es-dur, wollen wir diese spielen?"

„Ja gewiß, ich bin bereit!"

Sie spielten weiter. Später sagte er: „Da wir nun einmal im Zuge sind, zu musiciren, so könntest Du wohl auch Etwas singen."

„Nein, lieber Freund, heute nicht, dazu bin ich viel zu müde. Du mußt Dich für heute schon mit meinem Spiel zufrieden geben. Ueberdies muß ich Dich bitten, Dir keine zu große Vorstellung von meinem Gesangstalent zu machen, und vorzüglich nicht von meinem Spiel auf eine gleiche Art des Gesanges zu schließen — er ist mit diesem gar nicht zu vergleichen," fügte sie doppelsinnig hinzu, denn sie wußte sehr wohl, daß er unendlich vollkommener war. Ihr Lehrer hatte stets gesagt, es sei jammerschade, daß ihr, einem so reichen Mädchen, diese wundervolle Stimme zu Theil geworden, durch die eine andere Arme ihr Glück gemacht haben würde. Es sei eine Sünde, daß diese Stimme der Kunst verloren gehen solle, denn Gott habe sie extra dazu erschaffen, damit er (der Lehrer) aus ihr die erste Sängerin der Welt mache. Oft sagte er, sie betrüge ihn um seinen Ruhm, und er möge gar Nichts mehr von ihr wissen, es solle ihm ganz gewiß nicht

einfallen, einem so undankbaren Mädchen, die ein so herrliches Talent der Welt entziehe, noch Unterricht zu ertheilen.

Margarethe, die ihn sehr gern hatte, lachte dann und machte sich ihm zur Strafe das Vergnügen, die nächste Stunde zu versäumen. Denselben Tag noch ließ sich dann der alte Herr bei ihr melden und fragte ängstlich nach ihrem Befinden. Sie sagte dann wohl, sie sei heiser und könne keinen Ton singen. Wenn er nun besorgt ihr einen Thee um den andern empfahl und ihr die sorgfältigste Schonung zur Pflicht machte, trat sie vor ihn hin und ließ ihrer Kehle die süßesten, schmelzendsten Töne und brillantesten Cadenzen entströmen, die ein spöttisches, lustiges Gelächter beendigte. Urkomisch war es dann, zu sehen, wie in seinem runzligen, gutmüthigen Gesicht das Entzücken über die herrliche Stimme, und der Aerger, angeführt zu sein, um die Herrschaft stritten, bis endlich das erstere siegte und die frühere Einigkeit zwischen ihnen herrschte. Der alte Maestro betete seine talentvolle Schülerin an, und sie liebte ihn zärtlich. Zu ihrem großen Schmerze erkrankte er gefährlich gegen das Ende ihres Aufenthaltes in der Residenz. Margarethe fuhr täglich zu ihm, um ihm vorzusingen und ihn zu pflegen. So schlummerte er eines Tages unter ihrem

Gesange ein, um nicht mehr zu erwachen. Das war das Ende, das er sich wiederholt gewünscht hatte. — — —

Auf Margarethens ablehnende Antwort schlug der Baron vor, vierhändig zu spielen. Sie willigte ein, und er nahm neben ihr Platz, sich im Stillen erfreuend, zuweilen im Spiel ihre Hände zu berühren und ihr so nahe zu sein. Es ist eine gefährliche Sache, das vierhändig Spielen! — —

Endlich erhob sich Margarethe: „Ich bin müde, bester Egon, gute Nacht!"

Er küßte ihre Hand, sie trennten sich. —

Margarethe ging noch nicht sogleich zur Ruhe; sinnend lag sie auf der Chaise-longue ihres Schlafzimmers. Endlich gestalteten sich ihre Gedanken zu Worten, sie flüsterte: „Der erste Tag meiner Ehe wäre also vorüber, ob sie wohl alle sich gleichen werden? — Ich denke wohl, er ist nun überzeugt, daß ich nicht dumm bin. — Wie erstaunte er über mein Spiel! Was wird er wohl sagen, wenn ich singe? Er wird wohl bald merken, daß es auch Mädchen giebt, die ihre Kenntnisse und Talente nicht zum Männerfangen benutzen. — Er hat mit diesen Worten, die er sprach, mein ganzes Geschlecht in mir beleidigt. —

„Welchen Schrei stieß er heute aus, als ich

Blanche über jenen breiten Wassergraben springen ließ; wie bleich war sein Gesicht, als ich mich lachend zu ihm umwandte, ich glaube, er zitterte sogar. Eigentlich konnte es ihm ja nur lieb sein, wenn ich den Hals gebrochen, was leicht auf einem anderen Pferde, als Blanche, hätte der Fall sein können, er wäre dann mit Einem Male die Frau los geworden, die er nicht liebt. — Nein, nein, Margarethe! sei nicht ungerecht, er besitzt einen edlen Charakter — es würde ihm leid gewesen sein, wenn ich mich verletzt hätte. — Wie schön sah er aus, als er sein Pferd antrieb, mir zu folgen, wie es zwei Mal ansetzte und zwei Mal zurückwich, und er es dennoch zum Sprunge zwang. — O Gott, wie bebte mein Herz für ihn! Noch jetzt zittere ich bei der Erinnerung, und doch wagte ich nicht, ihn zu bitten, daß er mir mit seinem schlechten Pferde nicht folge; konnte er nicht meine Besorgniß für ihn zu günstig auslegen? — — Ach, wie herrlich war doch sein Spiel! Nicht schöner könnte er spielen, wenn er ein Herz für mich hätte, wenn er mich liebte. — — Wird das wohl jemals der Fall sein? — —

„Wer weiß! — Vielleicht weckt der Besitz die Liebe! —

„Entsetzlich! Margarethe! Margarethe! sei auf Deiner Hut, verrathe Dich nicht, wie würde er

frohlocken! Nein! Nein! Niemals werde ich die Seine, selbst wenn er mich liebte!"

Sie war aufgesprungen bei dieser quälenden Erinnerung und lief wie eine Wahnsinnige im Zimmer umher. — Endlich riß sie ungestüm das Fenster auf und gab die vor Scham und Zorn glühenden Wangen der kühlen Nachtluft preis.

* *
*

Der folgende Tag verging in ähnlicher Weise als der erste. Abends in der Bibliothek erinnerte der Baron seine Frau an ihr Versprechen, heute zu singen

Sie rief lachend: „Ei, ich weiß von keinem Versprechen. Ich sagte gestern nur, ich sei zu müde zum Singen."

„Ganz richtig, und eben darin lag das Versprechen. Denn ich konnte daraus entnehmen, daß, wenn Dich die Müdigkeit nicht verhinderte, Du mich durch Deinen Gesang erfreuen würdest. Da nun Deine glänzenden Augen heute keine Spur von Müdigkeit zeigen, so hoffte ich ganz gewiß, darauf rechnen zu dürfen."

„So, wirklich? Nun dann darf ich freilich diese Hoffnung nicht täuschen. Wenn Du nur Deine Erwartung nicht getäuscht findest."

Mit einem schelmischen Seitenblick auf ihn zog sie unter den Noten ein Blatt hervor, es vor sich hinlegend.

Nach einem schönen phantastischen Vorspiele begann sie eine Composition ihres Lehrers über „die Loreley" von Heine:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

u. s. w.

Der Baron stand ihr gegenüber am Kamin; so konnte er aus kleiner Entfernung sie hören und zugleich ihr Gesicht sehen. Bei den ersten Tönen der herrlichen Stimme horchte er hoch auf. Immer tiefer wurde die Bewegung, mit der er ihren meisterhaften Vortrag anhörte, seine Wangen färbte eine dunkle Röthe, die Augen flammten und blitzten; unbeweglich stand er, sie gleichsam mit seinen Blicken verschlingend, athemlos vor Entzücken und Liebe. —

Sie hatte geendet. Mit gesenkten Augen, aber begierigem Ohr erwartete sie das Lob, das zu hören sie gewiß war. — Sie hatte mit Willen dieses Lied gewählt, das ihr Lehrer eigends für sie componirt und ihr mit dem Bemerken übergeben hatte, daß nur sie allein es singen und es niemals veröffent-

lichen solle, damit sein Werk, das er nur für sie geschaffen, nicht von den elendesten Stimmen herabgeleiert und verstümmelt werde.

Als sie gar Nichts vernahm, die Stille um sie her lautlos und ununterbrochen blieb, schaute sie auf. — Aufspringend, blickte sie umher. Die Stelle, wo ihr Gemahl gestanden, war leer, leer war das Zimmer und er verschwunden. — Was in aller Welt sollte sie von einem solchen Betragen denken? — Welche Beleidigung für sie! — Wie, sie hatte alle ihre Kunst aufgeboten, um so schön zu singen, wie noch nie; war nicht sie selbst von den eignen Tönen überrascht gewesen? Und nun, — als sie ein begeistertes Lob zu hören erwartete, lief er fort, ohne ein einziges Wort des Beifalles. Es war abscheulich! Unerhört! Gar nicht zu ertragen! —

Dafür aber sollte er auch bestraft werden; nie wieder wollte sie in seiner Gegenwart singen. — „Und jetzt, wenn er zurückkommt? Nun, jetzt werde ich spielen, und gar nicht thun, als sähe ich ihn, wenn er eintritt.“ Sie begann einen Walzer von Chopin. — Bald aber wurde sie unruhig, er kam immer noch nicht zurück; sollte sie gehen und nach ihm sehen — konnte er nicht unwohl geworden sein? War es nicht ihre Pflicht?

Sie hielt inne und war im Begriff, aufzu-

stehen — da flüsterte der Stolz: „Wie, Margarethe, thörichtes Mädchen, einen solchen Triumph willst Du ihm bereiten? Bleibe ruhig hier, er kümmert sich nicht um Dich, bleibe ruhig, wie würde er lachen!"

Sie begann vom Neuen, aber aus dem Walzer wurde ein Galopp. Chopin würde unfehlbar außer sich gewesen sein, wenn er sein Werk so traktirt gehört, obgleich er auch die Fertigkeit hätte loben müssen, mit der die schwersten Stellen, die schwierigsten Passagen nicht heruntergespielt, sondern heruntergeras't wurden.

Der Baron war bei der letzten Strophe des Gesanges leise durch die Thür verschwunden und eilte mit ungleichem Schritt auf dem Balcon des Speisezimmers umher, der Aufregung, die sich seiner wider seinen Willen bemächtigt hatte, Herr zu werden suchend. Margarethe hatte nicht vergeblich ihrer Stimme eine große Wirkung auf ihren Gemahl zugetraut, nur war diese Wirkung eine andere, weit stärkere, als sie erwartete, als sie beabsichtigte. Endlich gelang es ihm nach großer Anstrengung, sich zu beruhigen; hastig trank er noch ein Glas Wasser und kehrte äußerlich ruhig nach der Bibliothek zurück.

Geräuschvoll die Thür öffnend, trat er ein. Margarethe hörte ihn sehr wohl, erhob aber die Augen nicht und spielte weiter.

Zu ihr tretend, sagte er freundlich: „Zürnst Du mir, liebe Margarethe?“

„Ich? Nein! Warum sollte ich das?“

Er lächelte, denn obgleich ihr Ton nur verwundert und unbefangen sein sollte, hörte er doch sehr wohl die Gereiztheit hindurch klingen, auch hielt sie die Augen hartnäckig auf die Tasten gesenkt. Er sagte: „Nun, ich glaubte, Du zürntest mir, weil ich das Zimmer während Deines herrlichen Gesanges, ihn scheinbar nicht achtend, verließ. Ich bitte Dich um Verzeihung, meine Liebe! Die Nothwendigkeit vertrieb mich, nicht mein Wille. Ich bin sehr häufig mit Nasenbluten geplagt, auch vorhin mußte ich deßhalb so schnell als möglich verschwinden.“

Sie war durch diese glaubwürdige Entschuldigung augenblicklich besänftigt und erhob die Augen zu ihm. Erschreckend zuckte sie zusammen, denn auf seinem bleichen Gesicht lagerte ein sprechender Zug der Erschöpfung. Ohne daß sie selbst es wußte, war ihr Ton von zärtlichster Besorgniß erfüllt, als sie sprach: „Das bedaure ich herzlich, liebster Freund, Du siehst außerordentlich bleich und ermattet aus; ist Dir auch wirklich besser?“

Mit Macht strömte das Blut in das blasse Gesicht und färbte es bis zu den Schläfen mit dunkler Glut. Die Augen senkend, die mit sonder-

barem Blick auf ihr ruhten, sprach er mit leiser, bebender Stimme: „Mir wird wieder unwohl, ich muß Dich verlassen. Gute Nacht!“ Ohne die Hand, welche sie ihm mit freundlichen Worten der Theilnahme reichte, zu berühren, entfernte er sich, noch einen hastigen, scheuen, düsterglühenden Blick auf sie werfend. Von Erstaunen, halb und halb von Besorgniß erfüllt, schaute sie ihm kopfschüttelnd nach und begab sich zögernd zur Ruhe.

Nach zwei Stunden rief ein zwei Mal wiederholter wüthender Klingelzug Jean zu seinem Herrn. Eintretend, fand er den Baron mit glühendem Antlitz, derangirter Toilette und verwirrtem Haar in seinem Zimmer umherstürmend.

Nicht sehr erbaut von diesem Anblick, der ihm untrüglich Sturm prophezeihte, fragte Jean schüchtern: „Was befehlen der gnädige Herr?“

Ohne stehen zu bleiben, rief heftig der Baron: „Wasser! eine größere Karaffe! Warum bringt man mir eine so kleine?“

„Halten zu Gnaden, Herr Baron! Da der gnädige Herr diese Karaffe niemals leerten, so dachte ich —“

„Schweig'! gar Nichts sollst Du denken! Ich will Wasser haben, und das auf der Stelle —“ schrie wüthend mit dem Fuße stampfend der Baron.

Bei seinem aufgeregten Zustand bedurfte es bei ihm, wie bei den meisten Männern, nur des kleinsten Anlasses, um ihn im Zorn zu bringen.

Der erschrockene Diener ergriff die Flasche, schleunig sich davonmachend, denn er wußte es wohl, wenn die Augen seines Herrn so düster glühten, war mit ihm nicht zu spaßen. Für seinen armen Rücken fürchtend, lief er fort, als brenne es hinter ihm, denn schon einmal hatte sich der Baron im Zorn soweit vergessen, dem Diener ein Kästchen, das er zufällig in der Hand hielt, an den Kopf zu werfen. Im Nu war Jean wieder da, in jeder Hand eine Flasche mit Wasser. Diese vor den Herrn hinstellend, entfernte er sich, nachdem er auf seine Frage, ob der gnädige Herr noch Etwas zu befehlen habe — ein „Geh' zum Teufel!" zur freundlichen Antwort erhalten hatte.

Draußen machte er brummend seinem Herzen Luft: „Hu, es giebt heut' böses Wetter! Hm, hm, ich glaube gar, sie haben sich heute Abend gezankt. Brr, ich merkte gleich so was, als ich ihn heute Abend wie einen Verrückten in das Speisezimmer stürzen sah. Na, ein schöner Anfang! Seit zwei Tagen verheirathet und schon Zank. — Ach du lieber Himmel, da wird mir es gut gehen! Ja, und der Marie auch; denn die armen Diener müssen gewöhnlich

die ehelichen Zwistigkeiten ausbaden, hat mir mein Freund gesagt. O je! ich muß nur die Marie fragen, die wird es schon wissen, ob das wahr ist.“

Der Baron war endlich ein wenig ruhiger geworden, die eignen Leidenschaften hatten ihn erschöpft, er suchte die Ruhe, ohne sie zu finden. — Erst bei Tagesanbruch schloß ein leichter Schlummer die gerötheten Augen.

Elftes Kapitel.

Eine Gesellschaft.

Mehrere Wochen sind vergangen. Das Fest der Landleute, dessen Glanz noch lange das tägliche Gespräch der Theilnehmer bilden wird, hat stattgefunden. Bei ihnen Allen herrscht nur Eine Stimme über die Schönheit, Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit der jungen Baronin. —

Die Besuche bei den benachbarten Familien sind gemacht, Gegenbesuche angenommen worden. Mehreren Einladungen war man gefolgt.

Der Baron scheint Geschmack an den Gesellschaften zu finden; doch dies ist nicht der Fall, er sucht sie vielmehr nur, um sich, seinen eigenen Gedanken und dem Alleinsein mit Margarethen zu entfliehen.

Deßhalb ist er auch weit entfernt, die für nächste Zeit in Aussicht gestellten Besuche seines Vaters, der gewöhnlich nicht allein kommt, des Herrn Walters mit seinem Sohne und dessen Gemahlin, der schönen koketten Clara, als eine Last zu betrachten.

Auch Margarethe findet es schwerer, als sie je geglaubt, so ruhig und gleichgültig an der Seite des heißgeliebten Mannes, mit ihm in so naher Berührung zu leben, genöthigt, jeden Blick, jedes Wort zu überwachen, um sich nicht zu verrathen.

Heute sind Beide auf ein benachbartes Gut zu einem Gala-Diner eingeladen. Der Baron geht in voller Gesellschaftstoilette, großer Uniform des Regimentes, bei dem er stand, mit den Orden geschmückt, die ihm seine großen Verdienste — das heißt — sein schönes stattliches Aeußere, sein alter Name und seine angenehme Unterhaltungsgabe von den zahlreichen fremden Fürsten, welche den Hof besuchten, erwarben — ziemlich ungeduldig im Wohnzimmer seiner Frau auf und nieder. Gleich allen Männern, fand auch er es schwierig, auf die endliche Vollendung der Toilette einer Dame zu warten. Er meinte, wenn man zwei Stunden schon zur Toilette verbraucht, dürfe er endlich und mit Recht erwarten, daß Margarethe nun fertig sei. In dem Bewußtsein dieses Rechtes ging er endlich an die Thür ihres Ankleide-

zimmers und rief: „Bist Du noch nicht fertig, Margarethe? Es ist fünf Uhr, und wir haben trotz unserer guten Pferde eine volle Stunde zu fahren, um nach Feldheim zu kommen."

„Sogleich, Egon, Du bist aber auch ganz entsetzlich ungeduldig!" tönte es zurück.

In wenigen Minuten öffnete sich die Thür. Margarethe erschien auf der Schwelle in schwerem, silberdurchwirktem Rosa-Atlas gekleidet, der in reichen Falten die schöne graziöse Gestalt umhüllte. Ueber der geistvollen Stirn in dem zurückgeschlagenen Haar strahlte das Brillantdiadem, am Hinterkopf fielen, nach altgriechischer Mode geordnet, eine Anzahl Locken auf den weißen Nacken herab. Ein weißer, gestickter Seidenmantel ruhte nachlässig umgeworfen auf den mit prächtigen Armbändern geschmückten Armen.

Der Baron eilte ihr entzückt entgegen, aber plötzlich biß er sich auf die Lippen und blieb stehen.

Sie achtete nicht auf seine Bewegung und rief heiter: „Da bin ich schon, mein Freund!"

Er erwiderte lächelnd, schnell gefaßt: „Ei, ich kann durchaus nicht finden, daß es — schon wäre. Aber freilich, Deine Toilette ist so reizend, daß ich alles ungeduldige Warten darüber vergesse."

Sie lächelte: „So, gefällt Dir mein Anzug, findest Du ihn geschmackvoll und angemessen?"

„Margarethe, Du bist entzückend! Schön wie eine Göttin!“ rief er feurig, sich vergessend.

Sie warf ihm einen kalten, gleichgültigen Blick zu, der sein Feuer besser dämpfte, als eine Wasserfluth es vermocht hätte, und ihm den Rücken kehrend, rief sie: „Marie, meinen Fächer!“

Das Mädchen beeilte sich, ihr das Gewünschte zu überreichen. Die Baronin wendete sich nun wieder zu ihrem Gemahl und sagte nachlässig: „Ich bin bereit, mein Freund!“

Schweigend sich verbeugend, bot er ihr den Arm und führte sie zum Wagen.

Während ihrer Fahrt wollen wir den geehrten Leser die Bekanntschaft der Leute machen lassen, denen das Gut Feldheim gehört. Der Besitzer dieses Gutes, der Baron von Feldheim, war der Vater jenes jungen geckenhaften Mannes, dessen oberflächliche Bekanntschaft der geehrte Leser in Waltersdorf machte. Der alte Baron ist ein liebenswürdiger, gastfreier Landedelmann von vortrefflichem Charakter, edlem Herzen, aber etwas derbem Betragen, das des feinen gesellschaftlichen Schliffes ermangelt, ohne jedoch roh zu sein. Die Baronin, seine Gemahlin, ist eine dürre, unendlich hochmüthige, adelstolze Dame, die sich nur durch gänzliche Abwesenheit der Schönheit auszeichnet. Diese Dame betrachtet alle unter ihr Stehenden und

die bürgerlichen Leute, mögen sie auch noch so geistvoll sein und eine ehrenvolle Stellung in der Welt einnehmen, mit souverainer Verachtung von Oben herab. Sie wird von Niemandem geliebt, sondern wegen ihrer schonungslosen Lästerzunge allgemein gefürchtet. Der junge Herr von Feldheim hat in Nichts, als in dem Aeußeren, eine Aehnlichkeit mit seinem Vater; in jeder Beziehung ist er der Mutter ähnlich und eben so adelstolz als diese. Er bildet sich ein, er sei ein ganz vollkommener Don Juan; doch ist er nur ein ganz gemeiner Verführer ohne alle Ehre und Muth, dem eben alle Mittel recht sind, um seine schmutzigen Zwecke zu erreichen; der mit geifernder Zunge, halben Worten und bedeutungsvollem Achselzucken den Ruf der Damen, die verächtlich seine zweideutigen Galanterieen zurückweisen, zu vernichten bemüht ist. Den Elenden, den wir hier zu zeichnen versuchen, begleitete bei seinen schlechten Unternehmungen ein beispielloses Glück. Denn obgleich schon manche Tugend durch seine höllischen Künste zu Grunde gegangen, mancher Ruf durch seine Schlangenzunge vernichtet wurde, so ist er doch stets glücklich und ohne Nachtheil daraus hervorgegangen. Die Unschuld unterlag und das Verbrechen trotzte mit heuchlerischer Stirn und frechem Lächeln der öffentlichen Meinung. — Leider ist diese, wie wir Alle ja

wissen, nur zu sehr geneigt, die Gefallenen noch zu verdammen, und statt ihnen hülfreich die entgegen zu strecken, bemüht, jene Unglücklichen vielleicht aus Unkenntniß, Noth, aus zu großer L aus den üblen Folgen schlechter Erziehung fi durch ihre Verachtung noch tiefer hinabzudrü ihnen jede Erhebung unmöglich zu machen, sie v Stufe zu Stufe tiefer in den Abgrund des Last hinabzustoßen. — — Das Opfer wird allemal du das Verdammungsurtheil getroffen, der Verführe wird mit nachsichtigem Achselzucken beurtheilt; und, merkwürdig genug, mit jedem neuen Siege, mit jedem neuen Seelenmorde, den er beging, steigert sich sein Ansehen, richten sich mehr Augen auf ihn, findet es die Mehrzahl der Damen wünschenswerther, diesen liebenswürdigen Verführer besiegt zu ihren Füßen zu sehen. Natürlich, es ist ja ein großer Triumph, wenn ein solcher genauer Kenner weiblicher Schönheit zu den Füßen einer Dame seufzt; dadurch erhält der Ruf ihrer Schönheit erst volle Wahrheit und Bestätigung. Man glaube ja nicht, daß etwa nur Damen mit unlauteren Gesinnungen, mit beflecktem Ruf solche Gedanken und Wünsche hegen. O nein, das ist leider nicht der Fall! Eben der Ruf solcher Wüstlinge ist ein wichtiges, großes Verführungsmittel für kokette, aber bis dahin tugendhafte,

respektable Frauen und Mädchen. Denn Jede denkt dann, sie kann unmöglich unterliegen, sie wird klüger sein als die Anderen. Man bedenke nur, welcher Triumph für sie, wenn man sagen wird: Der bekannte Don Juan Herr von N. . . . hat endlich seine Besiegerin gefunden, er betet die schöne Frau von M. . . . mit wahnsinniger Leidenschaft an; aber an ihrer festen Tugend scheitern alle seine Künste. Nach diesem Triumphe strebend, verwickelt sich dann eine solche Dame immer mehr, und endlich ist sie gefallen, trotz ihrer tugendhaften Absichten. Oder — gelingt dem Verführer seine Absicht nicht, so wird er doch bemüht sein, die Welt glauben zu machen, es sei ihm gelungen. Und die Welt? — Nun, sie wird glauben, was ihr am Angenehmsten ist, und das wird niemals der Triumph der Tugend sein, denn was läßt sich über die Tugend sagen? Ei, Nichts! — Das Laster ist weit pikanter, man kann sich dann auf ganze acht Tage mit kleinen allerliebsten Anekdoten unterhalten und in Ruhe erwarten, bis ein neues Opfer an die Reihe kommt. So ist die verkehrte Welt, in der wir leben! — — — —

Noch zu rechter Zeit gelangte unser Paar nach Feldheim. Der Baron haßte es, zu spät zu kommen, er pflegte zu sagen, dies thäten stets jene Leute, die nach Effekt haschten und denen die wahre Bildung

mangelte. Pünktlichkeit ist nicht nur die Höflichkeit der Könige, sondern sie ist auch das Kennzeichen der wahren Höflichkeit und Bildung. So sagte der Baron von Lerslie — und wir finden, er hatte Recht!

Man ging zur Tafel. Margarethe machte Aufsehen in der nicht sehr großen, aber glänzenden und sehr vornehmen Gesellschaft. Die adelstolze Wirthin hatte Sorge getragen, daß man nur den Trägern alter, berühmter Namen in ihrer Gesellschaft begegnete, der neue Adel war von ihnen vollständig ausgeschlossen. Wenn es ihr möglich gewesen wäre, Margarethe, die bürgerlich Geborene, die Fabrikanten-Tochter, von der Gesellschaft auszuschließen, ohne den Baron, ihren Gemahl, tödtlich zu beleidigen, sie hätte es gewiß gethan. Da dies nun nicht ging, so machte sie mit vielem Umstand gute Miene zum bösen Spiele und empfing, Groll im Herzen, aber Honig auf den Lippen, die junge Baronin mit heuchlerischer Zuvorkommenheit, indem sie sich vornahm, mit Eifer zu spähen, ob es ihr nicht möglich wäre, irgend einen Makel an der jungen Dame zu entdecken, mit dessen Weitererzählung und entsprechender Vergrößerung sie sich für den ihr auferlegten Zwang entschädigen könne.

Der Baron wurde von allen Seiten mit theils

aufrichtigen, theils geheuchelten, schmeichelhaften Bemerkungen über die Schönheit und den Geist seiner Frau überschüttet.

Herr von Feldheim, der Sohn, hatte Margarethen zur Tafel geführt und gab sich unendliche Mühe, ihr seine Galanterieen aufzudrängen; alle seine Künste entfaltend, hoffte er, Eindruck auf sie zu machen.

Vergebens, ihre eisige Kälte gegen ihn wurde nicht einen Grad wärmer, und die stolzen, spitzen Antworten, welche er auf seine Schmeicheleien erhielt, brachten ihn mehr als ein Mal außer Fassung.

Der Baron sah Alles, ihm entging nicht eine Miene, ein Blick seiner Frau, obgleich er fern genug von ihr saß; dabei unterhielt er sich, um sich nicht lächerlich zu machen, auf das Lebhafteste mit seiner Nachbarin. Nach aufgehobener Tafel betrachtete er aus der Ferne halb geschmeichelt, halb mißmuthig den Kreis von Bewunderern, der sie umgab. Eifersüchtig konnte er natürlich nicht werden, meinte er. Das wäre doch zu lächerlich gewesen, die Frau, welche er doch nicht liebte, mit eifersüchtigem Auge zu betrachten. Ach, Gott bewahre! Solcher Unsinn fiel ihm gar nicht ein, er beobachtete sie nur deßhalb so genau, um zu wissen, wie sie sich in den ihr ungewohnten Kreisen benehmen und ob sie auch ihrer

Würde als seine Gemahlin Nichts vergeben werde. Der Baron vergaß ganz, daß diese Kreise ihr nicht ungewohnt waren, denn der hohe Adel verschmähte keineswegs die glänzenden Gesellschaften, die splendide Tafel und feinen Weine des Kaufmanns Walters. Er sah, daß er ganz ruhig sein konnte, denn Margarethe munterte Niemanden auf, bewegte sich zwar mit gewinnender Anmuth, aber mit vollkommen unnahbarer Würde. Schon hatte er gelernt, den Ausdruck ihrer Züge zu verstehen, und las jetzt mit seltsamer geheimer Freude darin, daß all' diese Huldigungen und Schmeicheleien sie langweilten.

Die Damen der Gesellschaft fanden es im Stillen etwas unverschämt von der bürgerlich Geborenen, daß sie ihnen alle ihre Anbeter entziehe, die treulos ihre Damen verließen und der schönen Frau wie die Fliegen dem Lichte zuflatterten. —

Eine nicht mehr ganz junge Dame mit höchst feinem, blassen Gesicht und aristokratischen Zügen, in schwarzen Sammet gekleidet, die auf ihrer Schulter ein Ordenskreuz trug — sie war Stiftsdame und ihr Name „Fräulein von Hörig" — wendete sich mit der Frage an die neben ihr sitzende Hausfrau: „Sagen Sie mir, Frau Baronin, was ist die Baronin Lerslie für eine Geborene?"

Mit geringschätzendem Naserümpfen und allem Aplomp des lächerlichsten Adelstolzes erwiderte diese: „Sie ist gar keine Geborene, denn sie ist aus der Hefe, ihr Vater ist Kaufmann, hat eine Fabrik für gewebte Stoffe und trägt den obscuren Namen Walters.“

„Wie? So ist sie wohl gar eine Schwester jenes schönen Kaufmanns, dessen Heirath mit der Baroneß Rüger so großes Aufsehen in unseren Kreisen machte? Der Baron hat sie wohl also wegen ihrer Schönheit geheirathet, die wirklich wahrhaft glänzend ist, auch ihr Betragen scheint mir vom feinsten Tone.“

„So ist es; die Baronin ist die Schwägerin jener Dame, welche den Adel durch ihre Heirath so sehr beschimpfte. Was die Schönheit der Baronin, welche Sie so sehr rühmen, betrifft, so ist das allein Geschmackssache; ich wenigstens kann sie so außerordentlich nicht finden. Ich war viel schöner in meiner Jugend.“

Die Stiftsdame warf einen Blick auf die dürre Frau, welcher eher alles Andere, als Glauben an die dagewesene Schönheit verrieth; dabei theilte die feingeschnittenen Lippen ein sarkastisches Lächeln. Aber die stolze Frau ließ sich weder durch das Lächeln, noch durch den Blick stören und fuhr fort: „Sie, meine

Gnädige, wissen Manches nicht, was während Ihres langen Aufenthaltes in Rom in unseren Kreisen vorging, daher ist Ihr Irrthum ganz natürlich. Der Baron Lerslie hat gleich der Baroneß Rüger, die das Geld ihres Mannes heirathete, seine Frau nur ihres Geldes wegen erwählt, denn das leichtsinnige Leben seines Vaters hatte sie Beide endlich an den Rand des Verderbens gebracht. Ach, es ist eine Schmach, daß der Adel so oft gezwungen ist, sein reines Blut mit plebejischem zu vermischen, um standesgemäß leben zu können! Die reichen Erbinnen unter dem Adel werden immer seltener; es ist dies die natürliche Folge davon, daß die sogenannten Volksrechte immer höher steigen. Volksrechte! Lächerlich! Zu was braucht der Pöbel Rechte? Er ist da, um zu arbeiten; dazu allein taugen diese Menschen und dazu sind sie geschaffen. Der Adel allein, die Stütze des Thrones, der Träger der Bildung, hat Rechte; denn er allein besitzt sie rechtmäßig. Aber es ist entsetzlich; haben doch jetzt sogar bürgerliche Kaufleute unter dem Titel „Commerzienrath" am Hofe Zutritt, ja Gelehrte und jene Menschen, die sogenannten Künstler, ebenfalls. Mein Gott! Ich habe ja gar Nichts wider diese Leute, ich gebe zu, daß sie nützlich sind, denn die Gelehrten sind durch ihre Wissenschaft nothwendig, und die Künstler verschönern uns das Leben durch

ihre Künste. Aber wozu diese Leute in unsere Kreise, diese gemeinen Menschen an den Hof ziehen? Die vielen bürgerlichen Offiziere gar nicht zu rechnen, die, Gott sei es geklagt, in unserer schlimmen Zeit auch immer mehr überhand nehmen; doch haben diese wenigstens einen gewissen Esprit de corps, der sie in richtigem Erkennen der hohen Ehre, welcher sie gewürdigt worden, neben dem Adel, diesem gewissermaßen gleich, in den Reihen der Armee zu dienen und den Thron zu stützen, ihren Ursprung verachten, ja bald vergessen macht, und sie ebenfalls den Bürgersleuten fern hält. — Aber diese Künstler, Gelehrte und Kaufleute! — O, selbst auf dem reinen, von dergleichen Füßen sonst unbetretenen Parquet des Hofes kommt man jetzt jährlich mehrere Male in Gefahr der Berührung mit diesen gemeinen Leuten. — Ach, welch' schlimme Zeit! Die Welt wird immer schlechter und eilt mit raschem Schritte ihrem Untergange entgegen!" — — — —

Die Stiftsdame lächelte über diese alberne Jeremiade der hochmüthigen Frau und erwiderte: „Ich kann Ihnen, meine Liebe, nicht so ganz Recht geben, denn es giebt unter jenen Leuten so viel feine gesellschaftliche Bildung und wirklichen Werth — den man ja leider oft genug in unseren Kreisen vermißt — daß man sie durchaus nicht von dem Adel unter-

scheiden würde, wenn nicht die Meisten von ihnen ein wenig mehr Schmuck bei solchen Gelegenheiten an sich trügen, als der feine Geschmack erlaubt. Auch finde ich, daß man diese Leute nicht so verachten sollte, wie Sie es thun; im Gegentheil, ihnen wird es in ihrer niederen Stellung weit schwerer, sich Kenntnisse und feine Bildung zu erwerben, als dem Adel. Haben sie sich dies aber erworben — so sind sie — dünkt mir — damit auch unserer Achtung werth geworden, und sobald diese Leute nicht anmaßend sind, unterhalte ich mich gern mit ihnen und suche von ihren Kenntnissen zu profitiren. Der Fehler, von welchem ich vorhin sprach, und welcher gewöhnlich diese Leute kennzeichnet, hängt aber durchaus nicht der jungen liebenswürdigen Baronin an; trotz des Reichthumes, den sie zeigt, ist ihre Toilette tadellos und keineswegs überladen; so ist auch ihr Benehmen bei aller Einfachheit würdig und, wie mir scheint, ein Zeugniß ihrer ausgezeichneten Bildung."

Frau von Feldheim ärgerte sich in hohem Grade über dies günstige Urtheil der sonst so stolzen Stiftsdame. — Denn einmal konnte sie Margarethen ihre bürgerliche Herkunft durchaus nicht vergeben, andererseits war es das Betragen der jungen Frau gegen ihren lieben Sohn, was die stolze Frau unbeschreiblich aufbrachte.

Denn der junge Mann war der Abgott seiner Mutter, die alle schlechten Streiche, welche ihr von ihm zu Ohren kamen, mit seinem raschen adeligen Blute entschuldigte. Der feine, hochadelige Cavalier konnte sich doch unmöglich so zahm benehmen, als sei er der Sohn eines Krämers. Was für diesen ein Verbrechen — war für jenen ein Geniestreich. Nach ihrer Ansicht mußte es doch eine ganz besondere Ehre für ein armes Bürger- oder Landmädchen sein, von ihrem geliebten Sohne verführt zu werden. Ei, das Volk ist ja doch nur zum Amüsement des Adels da, was nützte es also, darum ein Geschrei zu machen? Ein Stück Geld machte Alles wieder gut, es war vollkommen hinreichend, den Makel an der Verführten zu bedecken. —

Bei solchen Gesinnungen konnte es nicht fehlen, daß die stolze Mutter verletzt sein mußte, die Galanterieen ihres Sohnes von der bürgerlich geborenen Baronin so schroff zurückgewiesen zu sehen; sie erwiderte daher kalt: „Ja, sie kleidet sich gut, doch das ist jedenfalls das Verdienst ihres Gemahls, er wird schon darauf bedacht sein, daß sie ihm keine Schande macht, sein Geschmack ist ja als vorzüglich bekannt. Was ihre Bildung anbetrifft, nun, so wird sie sicher in dem besten Institut erzogen worden sein, ihr Vater hat ja Geld genug dazu.“

Die Stiftsdame war zwar ebenfalls stolz auf ihre hohe Herkunft, aber wenn ein Stolz auf die Verdienste der Vorfahren überhaupt gerechtfertigt ist, so war es der ihre; sie war aus einer Familie, welche dem Vaterlande berühmte Staatsmänner und Helden gegeben hatte; zugleich war sie die Erbin aller Tugenden, welche die Frauen dieses edlen Geschlechtes stets zierten. Also konnte man sagen, sie habe ein gewisses Recht, adelstolz zu sein; sie war es auch nur im edelsten Sinne. Wäre sie ein Mann gewesen, sie würde sicher berühmt worden sein und hohe, edle Thaten verrichtet haben, um des Namens, den sie trug, würdig zu sein. So war der Adelstolz des Stiftsfräuleins. Dabei war sie ohne Vorurtheile und erkannte das Verdienst an, wo es ihr auch begegnete; jede auch noch so tief unter ihr stehende Person war ihrer freundlichen Achtung gewiß, wenn sie deren durch Geist und Bildung, durch ein edles Betragen würdig war. Dazu kam noch, daß sie dem jungen Feldheim von Herzen gram war, sie verachtete den Wüstling. In ihrem Aerger über die Beharrlichkeit ihrer boshaften Wirthin, die durchaus der schönen Baronin — deren Betragen gegen den jungen Feldheim die Stiftsdame mit Vergnügen bemerkt hatte — alles Verdienst absprechen wollte, entgegnete sie jetzt schärfer, als es sonst ihre Gewohnheit

war: „Sie irren sich vollständig, meine Liebe. Wissenschaften und Künste kann man lernen, wenn man nämlich den dazu nothwendigen Geist besitzt; aber die Grazie, Feinheit und Tadellosigkeit des Benehmens nicht. Wem diese unschätzbaren Gaben nicht angeboren sind, der wird — und besuchte er auch alle Institute der Welt — sie nie besitzen."

Frau von Feldheim verschluckte eine bittere Entgegnung; dies schien ihr freilich nicht wenig Mühe zu machen, der reizenden Grimasse nach zu urtheilen, welche sie dabei schnitt; ein süßliches, zuvorkommendes Lächeln erschien auf ihren Lippen, denn Margarethe nahete sich ihnen am Arm des Herrn vom Hause. Die junge Baronin fand viel Gefallen an ihm, trotz seiner Derbheit; er sprach so treuherzig, so offen zu ihr, daß sie ihm mit Vergnügen zuhörte.

Frau von Feldheim überhäufte alsbald heuchlerisch die junge Frau mit übertriebenen Schmeicheleien und zärtlichen Worten. Auch die Stiftsdame richtete mit ihrer sanften Stimme einige gewinnende Worte an die ihr von dem alten Herrn Vorgestellte. Margarethe blickte mit Interesse in das blasse, edle Gesicht der Dame und fühlte sich eben so mächtig von ihr angezogen, als ihre heuchlerische Wirthin sie abstieß. Gern nahm sie den ihr angebotenen Platz an der Seite der Dame ein — den Frau von Feld-

heim eben verließ — und bald waren beide Damen in ein Gespräch vertieft, während dessen die Stiftsdame mit feinem Takte sich eine genauere Kenntniß des Charakters ihrer Nachbarin zu verschaffen wußte, als man sonst in einem Gespräche erlangt. Margarethe entfaltete, ohne es zu wollen, von dem Fräulein angeregt, den ganzen Reichthum ihres Geistes, der nicht verfehlte, ihr die Zuneigung der edlen Dame zu gewinnen. Plötzlich verstummte Margarethe lauschend. — Eine schöne Tenorstimme sang in dem Nebenzimmer, wo das Instrument stand, Beethoven's unvergleichliche „Adelaide." Da nun beide Damen nicht zu jenen ungezogenen Personen gehörten, welche, wenn in einer Gesellschaft irgend ein musikalischer Vortrag stattfindet, in ihrem Gespräche ganz ungestört oder vielleicht gar noch lauter, als vorher, fortfahrend, die anderen Anwesenden ebenfalls am Genusse verhindern, und sich eben durch ihre Ungezogenheit selbst das untrüglichste Zeugniß geistiger Armuth und mangelhafter Bildung ausstellen, so schwiegen sie und knüpften ihr Gespräch nicht wieder an. Margarethe lauschte vorgebeugt mit angehaltenem Athem dem meisterlichen Vortrage, der prächtigen Stimme, welche die innersten Saiten ihrer Seele erzittern ließ.

Das Fräulein beobachtete sie lächelnd mit vielem Interesse, doch zeigte sich ein ungemessenes Erstaunen

in ihren ausdrucksvollen Zügen, als nach Beendigung des Gesanges Margarethe sich hochathmend zu ihr wendete und fragte: „Ich bitte, gnädige Frau, sagen Sie mir, wer in aller Welt besitzt diese köstliche Stimme?"

„Wie, das fragen Sie mich? Ei, kennen Sie denn den Vortrag und die Stimme Ihres Gemahls nicht besser?"

Ein glühendes Erröthen färbte Margarethens Wangen, als sie von einer Fremden vernehmen mußte, daß Egon es sei, dessen Stimme sie vernommen. Sie sah ein, wie nothwendig es sei, sich schnell zu fassen und eine Erklärung ihres seltsamen Betragens zu geben. Mit einiger Anstrengung gelang es ihr, ziemlich ruhig zu sagen: „Nein, in der That nicht; ja ich wußte es überhaupt gar nicht einmal, daß der Baron singt. Wir musiciren fleißig, allein er spielt so herrlich Violine, daß wir bei unseren Musikabenden gar nicht an den Gesang dachten. Aber ich werde ihn tüchtig ausschelten, daß er mir diesen Genuß vorenthielt. Welch' Glück, daß nur Sie allein meine sonderbare Frage vernommen haben! Ich weiß, man würde es sehr lächerlich finden, wenn die Frau ihres eigenen Mannes Stimme nicht erkennt. Ich bitte, gnädige Frau, verrathen Sie mich nicht."

Etwas verwundert hörte die Stiftsdame diese

Erklärung mit an, die sie nicht befriedigte, doch erlaubte sie sich keinen Commentar und war viel zu gebildet, um auch nur den Schatten eines Zweifels zu äußern. Sie reichte Margarethen die Hand und sagte mit gütigem Lächeln: „Seien Sie ganz ruhig, meine Liebe, Niemand wird —", sie wurde unterbrochen. Herr von Feldheim kam wie ein Mannequin dahergetänzelt und sprach, sich tief verneigend, zu Margarethe: „Schönste Baronin! Wollen Sie uns nicht auch durch den Vortrag eines Liedes entzücken? Ihr Gemahl hat Ihre Kunstfertigkeit verrathen, und Sie sehen in mir den Beauftragten, der Ihnen die Bitten der ganzen Gesellschaft zu Füßen legt. Kann ich die Ehre haben, Sie zum Flügel zu führen?"

Frostig entgegnete Margarethe: „Ich danke, Herr Baron, dort kommt mein Gemahl." Leslie herbeiwinkend, nahm sie aufstehend seinen Arm und ließ den Stutzer mit einem stolzen Kopfnicken gegen ihn zurück.

Die Stiftsdame weidete sich mit einem ein wenig schadenfrohen Lächeln an dem verblüfften, grimmigen Gesicht Feldheim's.

Der Baron flüsterte seiner Frau zu: „Ich bitte Dich, Margarethe, singe die Loreley. Willst Du?"

„Eigentlich sollte ich nicht, denn ich bin ganz böse auf Dich. In fremdem Hause erst muß ich er-

fahren, welch' schöne Stimme und vollkommenen Vortrag Du besitzest. Doch, ich will Gnade vor Recht ergehen lassen und Deinen Wunsch erfüllen."

Der Baron küßte dankend der Lächelnden die Hand. — Vergraben in einem Lehnstuhl hinter der Thür des nächsten Zimmers, den Gästen den Rücken kehrend und zum Ueberfluß noch das Gesicht mit der Hand bedeckend, lauschte der Baron dem entzückenden Gesange. In dem rauschenden, nicht enden wollenden Beifalle, der sich nach Beendigung desselben erhob und der Margarethe ganz betrübte, fand der Baron Muße genug, sein Gesicht wieder gleichgültig zu machen und das stereotype Lächeln, die ganze Gesellschaftsmaske wieder vorzunehmen.

Die Stiftsdame umarmte ganz bezaubert Margarethen, indem sie zu ihr sagte: „Sie sind ein Engel, meine liebe Baronin, und ich danke Ihnen herzlich für den hohen Genuß, den Sie auch mir bereiteten! Aber — ich bin noch nicht zufrieden. Ich bitte, singen Sie nun auch ein Duett mit Ihrem Gemahl; diese beiden herrlichen Stimmen vereint, müssen ein kostbares Ensemble geben. Nicht wahr, mein lieber Leslie —" wendete sie sich zu dem Hinzugetretenen — „Sie thun Ihrer alten Freundin den Willen?"

„Gewiß, meine gnädige Frau, mit dem größten Vergnügen. Allein, ich mache eine Bedingung."

„Nun, und welche? Doch nicht etwa, daß ich auch singen soll? — Eine solche Grausamkeit können Sie doch mir und der Gesellschaft nicht anthun wollen" — versetzte mit einem leisen, wohlklingenden Lachen die Dame.

„Nein, das ist es nicht. Obgleich Ihre liebe, sanfte Stimme, deren Schönheit ich sehr wohl kenne, uns Alle erfreuen würde, aber Sie sollen uns begleiten."

„Gut, das kann geschehen. Beginnen wir, meine Freunde."

Da keine große Auswahl von Duetten vorhanden war, wählte man eins aus Spohr's „Jessonda:"

Schönes Mädchen wirst mich hassen!

Es war ein hoher Genuß, diese beiden herrlichen Stimmen vereint zu hören. Niemand erinnerte sich, je etwas Vollkommneres gehört zu haben.

Ergriffen küßte Egon die Hand seiner Frau und glaubte einen leisen Druck der seinen zu verspüren; überrascht blickte er auf. Das Auge Margarethens ruhte freundlich, aber kalt auf ihm. Er glaubte sich getäuscht zu haben und wendete sich seufzend ab.

Es war schon spät geworden und Margarethe fühlte sich ermüdet; auf ihren Wunsch verlangte Egon den Wagen. Man bemühte sich zwar lebhaft, sie zurückzuhalten, aber Beide verabschiedeten sich. —

So heiß es am Tage gewesen, so kalt war es jetzt. Ein Gewitter mußte sich unfern entladen und diese Kälte mitgebracht haben. Margarethe schauerte unter dem leichten weißen Mantel. Der Baron bemerkte es und wollte ihr seinen Mantel, den der Diener aus Vorsorge mitgebracht, umgeben, sie aber weigerte sich entschieden, indem sie sagte: „Nein, Egon, das kann ich durchaus nicht gestatten, denn ich weiß sehr wohl, wie leicht Du Dich erkältest. Du bist sehr leicht gekleidet, wie mir scheint."

„Aber Du, Margarethe, nicht minder. Doch, es giebt einen Ausweg. Der Mantel ist sehr weit, Du darfst nur ein ganz klein wenig näher rücken, wir haben dann Beide Raum darunter und sind hinreichend geschützt."

Dieses Arrangement, so vernünftig es auch war, leuchtete ihr gar nicht ein. Aber was sollte sie thun? Sie fror entsetzlich; ihn des Mantels berauben wollte sie auch nicht; es blieb also Nichts übrig, als den Vorschlag anzunehmen, dessen Ablehnung auch fast eine Beleidigung gewesen wäre. Mit dem tröstlichen Gedanken, daß es nicht lange dauern werde, rückte sie näher und duldete es, daß er, ihren Kopf an seine Brust lehnend, sie mit dem linken Arm umschlang und den Mantel über ihr zusammenzog.

Nach einer kleinen verlegenen Pause fragte er: „Ist Dir jetzt behaglich, liebe Freundin?"

„Ja wohl, ich friere jetzt gar nicht mehr. — Ach, was bin ich froh, wieder nach Hause zu kommen! Ich habe mich schrecklich gelangweilt, besonders jener aufdringliche Geck, dieser Feldheim, ist mir ausnehmend zuwider; auch seine Mutter gefällt mir nicht. Der alte Baron hingegen ist ein liebenswürdiger Herr, so bieder und offen, er spricht, wie er es meint, das bin ich überzeugt. Die Stiftsdame gefällt mir sehr und ich fühlte mich sogleich zu ihr hingezogen; sie ist nicht schön, allein ihr edles, mildes Gesicht übt eine große Macht, es scheint mir dem schönsten vorzuziehen."

„Ja, gewiß! Sie ist eine sehr liebenswürdige Dame von dem vortrefflichsten Charakter. Ich achte sie hoch und bin sehr erfreut, daß sie auch Dir gefällt. Mir scheint, Du erobertest schnell ihre Gunst, ich begreife das sehr wohl und rechnete darauf; es ist aber gewöhnlich nicht so leicht. Fräulein von Hörig ist sehr stolz und exclusiv, wenn auch ihr Stolz edler Art ist."

Eine kurze Zeit fuhren sie fort, sich so zu unterhalten, aber bald wurde seine Stimme leiser, und endlich verstummte er ganz.

Margarethe begann sich zu verwundern, als sie

sein Herz, oberhalb dessen ihr Kopf lag, so schnell und stürmisch schlagen fühlte. Was konnte das sein? — Liebe war es nicht, o nein, sie wußte es ja ganz gewiß, daß er sie nicht liebte. Schon war sie im Begriff, ihn zu fragen, ob er unwohl sei; aber eine unüberwindliche Scheu schloß ihr den bereits zur Frage geöffneten Mund. Ueber den Grund dieses unerklärlichen Herzklopfens nachgrübelnd, schlief sie endlich ein. — — Nach einiger Zeit erwachte sie halb, als sie sich emporgehoben und fortgetragen fühlte. Indeß ihr Sträuben und ihr Ruf: „Laß mich los, Egon!" half ihr Nichts. Der Baron, dessen Kopf über sie geneigt war und dessen kurzer, glühender Athem ihre Wangen streifte, ihre Locken bewegte, drückte sie nur fester an seine Brust. So trug er sie die Treppe hinauf bis in ihr Boudoir, wo er sie auf den Divan niederlegte. Sie fühlte seine glühenden Lippen auf ihrer Stirn. Mit den mehr geseufzten als gesprochenen Worten: „Gute Nacht, Margarethe!" entfernte er sich eilenden Schrittes. —

Zwölftes Kapitel.

Ein erstaunter Freund.

Die erwartete Gesellschaft ist endlich angekommen und alle Gastzimmer von Lerslie sind gefüllt. Margarethens Vater will sich mit eignen Augen von dem Glück der geliebten Tochter überzeugen. Der alte Baron ist auch da. Wie sein Sohn erwartete, hat er einen Schwarm von nicht weniger als sechs Herren mitgebracht, die wir jedoch nicht weiter namhaft machen, weil sie in keiner näheren Beziehung zu den Personen unsrer Geschichte stehen. Nur einen Herrn seiner Begleitung nennen wir, es ist der Hauptmann von Gerster, der, nicht ahnend, daß sein Anblick dem Freunde und dessen Gemahlin eine bittere Erinnerung täglich vor Augen führt, dem Baron durch seinen Besuch eine große Freude zu

machen glaubt. Egon fühlte viel zu edel und schätzte den Freund zu hoch, als daß er nicht schnell das unfreundliche Gefühl, welches bei dessen Ankunft in ihm emporstieg, mit aller Macht unterdrücken sollte. Moritz fühlte daher keinen Unterschied gegen früher in der freundlichen, warmen Begrüßung, die ihm vom Freunde zu Theil ward.

Auch Margarethe konnte sich Anfangs eines unbehaglichen, demüthigenden Gefühles in des Hauptmanns Gegenwart nicht erwehren; doch ließ sein zartes, ehrerbietiges Benehmen gegen sie dieses Gefühl bald verschwinden; nicht wenig trug auch der Umstand dazu bei, daß er der Ueberbringer eines Briefes ihrer Freundin Marianne war.

Das Regiment, in welchem Gerster diente, war nach L...., dem Wohnsitz des alten grämlichen Obersten von Schmith, verlegt worden; Moritz hatte Mariannens Bekanntschaft gemacht und war von ihr gebeten worden, diesen Brief nach Lerslie mitzunehmen.

Der Hauptmann hatte nicht geglaubt, daß diese Gefälligkeit, die er der jungen Dame erzeigte, ihm einen so großen Dienst leisten würde, und doch war dies wirklich der Fall. Margarethe würde ihm immer fern geblieben sein, denn sein Anblick erinnerte sie an zu Schmerzliches, aber dieser Brief ver-

mittelte ein gewissermaßen herzliches Einverständniß zwischen ihnen. Sie hatte aus diesem Briefe recht wohl heraus gelesen, daß Gerster sich seit dem kurzen Aufenthalte in L.... schon auf dem besten Wege befand, mit der Zeit Mariannens ganzes Herz zu gewinnen. Der Hauptmann seinerseits war nur zu glücklich, mit der Baronin von dem Fräulein sprechen zu können, in das er bedeutend verliebt war, und dies brachte sie bald einander näher.

Den Baron fand Gerster zu seinem Erstaunen außerordentlich im Aeußern, sowie im Betragen verändert; bleich war das Antlitz, das früher von der Farbe der Gesundheit strahlte, und ein dunkler Ring um die tiefer liegenden Augen sprach von geistigen Leiden und Schlaflosigkeit. Ganz entgegen seiner früheren Gewohnheit, war seine Stimmung ungleich und schnell wechselnd; in dem einen Augenblick unmäßig heiter, in dem nächsten in das entgegengesetzte Extrem verfallend. Doch zeigte sich dies am Deutlichsten, wenn Margarethe nicht zugegen war. In ihrer Gegenwart ließ die Aufmerksamkeit, welche er allen ihren Bewegungen, ihren Mienen schenkte, diese seinem Freunde unbegreifliche Launenhaftigkeit weniger hervortreten. Gerster verirrte sich in ein Labyrinth von Vermuthungen. Daß Egon unglücklich war, sah er wohl, niemals aber gelang

es ihm, die Ursache zu errathen. Zuweilen, wenn er sah, mit welchem Ausdruck die Augen Egon's auf Margarethe ruhten, glaubte er, dieser liebe seine Frau; wenn er aber das gezwungene, geschraubte, kalte Betragen des Freundes gegen sie damit verglich, verwarf er im nächsten diese ihm unmöglich erscheinende Idee. Endlich faßte er den Entschluß, ernstlich mit Egon zu sprechen und mit dem Rechte ihrer gegenseitigen Freundschaft ihn zu befragen. Doch war dieser Entschluß leichter gefaßt, als ausgeführt, denn der Baron wich sichtlich einem Alleinsein mit dem Freunde aus. Die Baronin war dem Hauptmann nicht minder ein Räthsel. Wo war die Schüchternheit, die der Baron sogar für Dummheit hielt? Wie sehr hatten sie sich doch getäuscht in dieser Frau! Oft fragte sich Moritz, wenn er im Gespräch mit ihr in ihre von Leben und Geist sprühenden Augen blickte, wie es nur einem vernünftigen Menschen möglich gewesen, an dem Geist und den Talenten, der Bildung einer Frau zu zweifeln, die sich des Besitzes solcher Augen rühmen durfte; er vergaß, daß er sie früher nur in Gegenwart ihres Bräutigams gesehen, wo ihre Schüchternheit und Zurückhaltung Niemandem den vollen Anblick dieser glänzenden Sterne gestattete, die dann

stets hinter dem Schleier der langen, dunklen Wimpern sich versteckt hielten.

Nicht ohne Erstaunen beobachtete er ihr kaltes, gemessenes Betragen gegen den Gemahl, das nur in des Vaters oder Albert's Gegenwart einen leisen Schimmer von Wärme erhielt, da sie diese Beiden um jeden Preis zu täuschen wünschte. Längst schon war die anfängliche Unbefangenheit im Umgange mit Egon von ihr gewichen; durch verschiedene Mißverständnisse gereizt, die bei einem so unnatürlichen Verhältnisse, wie es in dieser Ehe herrschte, nicht wohl ausbleiben konnten, zog sie sich immer weiter von Egon zurück, und von der Freundschaft, welche sie ihm versprochen, war wenigstens in ihrem Betragen nicht viel zu bemerken. Nur die Gegenwart der Gäste zwang sie zu einer größeren Annäherung, doch konnte sie einem aufmerksamen Auge das Gezwungene ihres Wesens eben nicht verbergen.

Mit vielen Kisten und Kasten, Koffern und Schachteln, Cartons und unzähligen anderen Transportmitteln für ihre umfangreiche Toilette — war auch Frau Clara in Begleitung ihres Gatten in Leslie angekommen. Bisher bestand ihr einziger Trost über den Vorrang, welchen der Baronstitel Margarethens ihr von nun an in Gesellschaft über die bürgerliche Schwägerin einräumte — denn in dem

Theile Deutschlands, von welchem wir sprechen und wo sich unsere Geschichte zutrug, gilt der Rang einer Frau, welchen sie vor ihrer Verheirathung einnahm, Nichts mehr; dort hat sie in Gesellschaft nur Anspruch auf den Rang ihres Mannes — so kam es, daß Margarethe vor der gebornen Baroneß rangirte, und Frau Clara's einziger Trost darüber bestand bisher in dem Gedanken, daß augenscheinlich, wie sie mit feinem weiblichen Verständniß längst herausgefunden hatte, der Baron seine Frau nicht liebte.

Dieser Trost begann zu entschwinden, nachdem sie einen Tag in Lerslie war. Sie sprach zu sich selbst: „Man müßte ja blind sein, wenn man nicht sähe, daß Egon in seine Frau verliebt ist, aber sie scheint das nicht zu bemerken; oder — sollte das, was andern Frauen ein Glück ist, ihr nur Qual verursachen? — Ja, ja! Nun, Eins ist gewiß, sie hält ihn mit Absicht von sich fern, und das ist es, was ihm eine solche Launenhaftigkeit giebt. Alle ihre Versicherungen, die sie täglich und stündlich dem guten Vater macht, sind Lüge; sie ist noch unglücklicher, als ihr Gemahl. Die Arme, sie dauert mich! Welche Pein muß es sein, einem ungeliebten Manne als Gattin anzugehören! Ein schreckliches Loos in der That! Ich, meinestheils, würde, so

sehr ich das Leben liebe, einem solchen Geschick den Tod auf der Stelle vorziehen. — Dem Himmel sei Dank! ich habe nicht nöthig, die Arme zu beneiden, denn obgleich es nicht schaden könnte, wenn mein geliebter Albert von Adel wäre, so bin doch ich im vollen Besitz seiner leidenschaftlichen, von mir erwiderten Liebe, hundert — nein, tausend Mal glücklicher, als Margarethe mit ihrem Baron!“

Frau Clara hütete sich indeß sehr wohl, irgend Jemandem ihre Gedanken zu verrathen, und sie beschloß aus Mitleid mit dem Schwager, diesen ein wenig durch ihre kleinen liebenswürdigen Koketterieen zu trösten und zu zerstreuen.

Der Baron aber, der wohl früher ihrer Schönheit und ihrem lebhaften Geiste seine Huldigung nicht versagt hatte, sah jetzt ihr Betragen mit ganz anderen Augen an, als früher. Er widmete ihr jetzt nicht mehr als die gewöhnlichste Höflichkeit, die er ihr als Schwager und Wirth schuldig war; im Stillen bedauerte er den allzunachsichtigen Gatten dieses gefallsüchtigen Weibes.

So geht es gewöhnlich; die größten Wüstlinge — den Baron konnte man zwar durchaus nicht zu der großen Menge Männer, die diesen Namen verdienen, rechnen; denn obgleich auch er schöne kokette Frauen umschwärmt und sogar einige kleine

Verhältnisse gehabt hatte, so waren doch diese stets rein geblieben; er hatte sich zur rechten Zeit, die Gefahr erkennend, zurückgezogen, und wir sind weit entfernt, ihm dies zum Verdienst anzurechnen, denn vielleicht besaß er nur darum diese moralische Kraft, weil bei diesen Liebeleien nur seine Phantasie, nicht aber sein Herz betheiligt war — die größten Wüstlinge, sagten wir, welche es zu ihren bedeutendsten Heldenthaten rechneten, die leichtsinnigen, koketten, nicht auf ihren Ruf bedachten Frauen anderer Männer zu umflattern, ihnen auf die compromittirendste Art den Hof zu machen, oder die Unglücklichen gar zu verführen, möchten, wenn sie heirathen, sich lieber eine Heilige vom Himmel herabholen; denn von der Frau, die ihnen angehört, verlangen sie die keuscheste Kälte und ein fast klösterlich zurückgezogenes Leben. Unerklärbarer Weise sehen wir es ja so oft, wie Männer, deren früheres Leben sie zum größten Abscheu jedes tugendhaften weiblichen Wesens machen sollte, die reinsten, unbeflecktesten Perlen des weiblichen Geschlechtes als Gattinnen heimführen. —

Doch wehe der armen Frau, wenn sie es jemals wagen sollte, einen andern Mann als ihren eignen Herrn und Gebieter mit wohlgefälligem Auge zu betrachten, ohne daß sie indeß etwas Unrechtes dabei denkt. — Denn uns dünkt, es könne sehr wohl eine

Frau irgend einen andern Mann als ihren eignen schön, ja noch schöner finden als diesen, und dabei immer doch ihrem Gemahl die treueste, von keinem unreinen Gedanken berührte keusche Gattin sein und bleiben. —

Aber wehe der Armen, wenn ein solcher Blick von ihrem Gemahl bemerkt wird, denn er, der nach einem solchen Blicke auf eine Frau stets begehrliche, sündliche Gedanken und Wünsche in seinem lasterhaften Herzen hegte, wird dasselbe von seiner Frau voraussetzen, sie durch seine Eifersucht bis auf das Blut peinigen, ihr das Leben zur Hölle machen.

Die Bemerkungen, welche wir eben gemacht, könnten einem strengen kritisirenden Auge vielleicht ein wenig unpassend an dieser Stelle angebracht erscheinen; doch wir meinen, sie sind es nicht, denn unser Ideengang führte uns ganz natürlich darauf, als wir schrieben: Der Baron, obgleich nicht in die Kategorie der Wüstlinge gehörend, habe doch früher seiner Schwägerin, sowie vielen anderen leichtsinnigen, gefallsüchtigen Frauen, seine Huldigungen gewidmet.

Jetzt war dies anders geworden; nun er selbst eine Frau besaß, fühlte er erst, wie dem Gatten solcher Frauen zu Muthe sein müsse, wenn sie genöthigt sind, ein solches Courmachen junger Müssiggänger mit anzusehen. Da der Baron ein gutes

Herz besaß, fühlte er gewissermaßen Reue bei dem Gedanken, daß auch er zu der großen Zahl Derjenigen gehört hatte, welche ein Vergnügen daran finden, leichtsinnige Frauen zu umflattern und deren Männer die geheime, aber entsetzliche Qual der Eifersucht empfinden zu lassen.

Eines Tages nach dem Diner ging Gerster an der Seite des Barons im Garten auf und nieder. Die andere Gesellschaft hatte sich in den Gängen zerstreut, und man hörte von Weitem ihr heiteres Geplauder und Lachen. Der Hauptmann beschloß, die günstige Gelegenheit zu benutzen. Nachdem er den Freund einige Zeit beobachtet hatte, der stumm und trüb mit gesenkten Augen mechanisch dahinschritt und es ganz vergessen zu haben schien, daß sich Moritz an seiner Seite befand, sagte dieser: „Du hast Dich sehr verändert in der kurzen Zeit Deiner Ehe, ich sehe das mit Bedauern; Du siehst entsetzlich angegriffen aus, mein lieber Egon, sprich, bist Du nicht glücklich? Kann es denn möglich sein, daß Du noch immer Deine eben so schöne als geistvolle Frau nicht liebst?"

Der Baron war zusammengezuckt bei den Worten seines Freundes; jetzt richtete er die von düsterer Gluth erfüllten Augen auf ihn und erwiderte

mit vibrirender Stimme: „O, Moritz! Sie nicht lieben! ich — ja, ich liebe sie bis zur Raserei!“

„Wirklich?“ rief Gerster, erstaunt über die Gewalt der Leidenschaft, die so deutlich aus den Augen, den ganzen Zügen Egon's bei diesem wie wider Willen seinen Lippen entströmten Geständniß sprach. — „Aber dann, mein Freund, ist ja Alles gut, und Du mußt glücklich sein!“ fügte er hinzu. Nun erst erschien ihm Egon's unglückliches Aussehen doppelt räthselhaft.

Ueber des Barons Gesicht flog ein bitteres Lächeln, und er erwiderte ungestüm: „Nein, Nichts ist gut! Glücklich, sagst Du, müßte ich sein? Nein! diese zu spät in mir erwachte Liebe ist mein größtes Elend! Unglücklich, grenzenlos unglücklich bin ich, denn sie — Margarethe, mein Weib — sie liebt mich nicht!“

Als er die letzten Worte gesprochen, die, wie Gerster sah, nur mit gewaltsamer Anstrengung und sichtbarer Qual auf seine Lippen traten, ließ er mit tiefem, klagenden Seufzer den Kopf auf die Brust sinken, die Augen mit der Hand bedeckend. Der Hauptmann, in gleicher Weise von Erstaunen als Mitgefühl erfüllt, wagte ihn nicht zu stören, und begnügte sich, ihm schweigend und liebevoll die Hand

zu drücken, den stummen Schmerz des Freundes ehrend.

Doch bald schüttelte Egon mit festem Willen die momentane Betäubung des Schmerzes ab und sprach mit allmählich kräftiger werdendem Tone: „Genug davon; was nützt das Klagen? Ich fühle mich leichter, da ich endlich ausgesprochen, was ich bis jetzt mir selbst nicht zu gestehen wagte! Du, mein Freund, kennst jetzt die Ursache meines Aussehens und meiner schnell wechselnden Stimmungen, die, ich habe es sehr wohl bemerkt, Dich in große Verwunderung versetzten, da Du mich noch nie launenhaft fandest. Je nachdem in meinem Herzen das Bewußtsein meines nie endenden Elendes oder die Hoffnung, doch noch am Ende Margarethens Liebe erringen zu können, vorherrscht, so ist auch die Stimmung meines Geistes. — Margarethe ist mein Schmerz und meine Qual, aber dennoch — wenn ich ohne sie leben sollte — dann würde der Tod meine liebste Zuflucht sein!"

„Armer Freund! O, ich kann Dir nicht sagen, wie sehr es mich schmerzt, Dich so unglücklich zu sehen! Aber erkläre mir nur, was Euch eigentlich trennt? Welch' unglücklich Mißverständniß kann das sein, welches sich in Eure Ehe geschlichen? Deine
[illegible] t zu sein

und reichte Dir aus eignem freien Willen ihre Hand."

„Nein, Moritz, fordere die Ursache meines Unglückes nicht zu wissen, ich kann und will Dir Nichts weiter sagen. Margarethe ist mein Weib, und Jeder, der zwischen uns träte, wäre es auch in der besten Absicht, uns zu helfen, würde die Sache nur verschlimmern. Mir kann Niemand helfen, als vielleicht die Zeit und Gott, der erhabene, allmächtige Lenker aller Herzen."

Des Barons Stolz hätte es um keinen Preis gestattet, dem Freunde zu gestehen, daß er nur dem Namen nach Margarethens Gatte war. Auch vermochte er durchaus nicht die Ursache dieses seltsamen Verhältnisses zu entdecken. Wäre sein Herz nicht so sehr von Qual erfüllt gewesen, würde er nicht einmal so viel gesagt haben, als er gethan.

Gerster wußte nun fast so viel, wie vorher, so viel ihm seine Augen schon gesagt. Diese Unterredung mit Egon, die er schon so lange vergebens gewünscht, hatte ihn also, da sie nun endlich stattgefunden, durchaus nicht befriedigt. Ein Wenig, wenn auch nicht viel mehr, sollte er bald erfahren.

Eines Abends sang Margarethe, von ihrem Gemahl darum gebeten, einige Lieder. Jetzt, wo Gesellschaft da war, verschaffte er sich dies ihm in

gleicher Weise beglückende als schmerzliche Vergnügen, das ihm, wenn er mit ihr allein war, allzugefährlich erschien, so oft als möglich.

Wie gewöhnlich, wenn sie sang, saß er im äußersten Winkel des Zimmers, verborgenen Gesichts, mit Entzücken und geheimer Qual lauschend.

Gerster, ebenfalls ganz bezaubert von ihrer köstlichen Stimme, obgleich dem guten Hauptmann der zarte Sinn für Musik und besonders Gesang etwas knapp zugemessen war — denn eigentlich liebte er nur die rauschende Militairmusik — neigte sich über Egon's Sessel und flüsterte in sein Ohr: „Wie herrlich singt doch Deine Frau! Mir ist es jetzt ganz unbegreiflich, daß wir uns so sehr über sie täuschen konnten. Weißt Du noch, wie wir am Polterabend darüber sprachen und wie Du — —" Er schwieg und fuhr bestürzt zurück, denn Egon's sonst so bleiches Gesicht spielte in einem Moment alle Farben, die großen Augen schleuderten Blitze, er richtete sich auf und zischte zwischen den zusammengebissenen Zähnen hindurch: „Verflucht sei jener Augenblick, wo ich im Park dieses Gespräch mit Dir führte!"

Nichts weiter kam über die bebenden Lippen; er fühlte sich beinahe erstickt, und die so lange siegreich behauptete Selbstbeherrschung gänzlich verlierend,

drückte er, um seinen Zustand zu verbergen, das Tuch vor das Gesicht und stürzte, Gerster fast umreißend, zum Zimmer hinaus.

Glücklicher Weise waren nur wenige Personen Zeugen dieses Betragens. Der alte Herr Walters und Gerster befanden sich allein außer Margarethe noch in der Bibliothek. Die andere Gesellschaft befand sich im Nebenzimmer an den Spieltischen; zwar war die Thür dieses Zimmers geöffnet, allein man war zu sehr in das Spiel vertieft, um sich um etwas Anderes zu kümmern. Die Worte des Barons, die dem Zischen einer Schlange glichen, konnte Niemand vernehmen, als Gerster. Margarethe dachte sogleich an die frühere Erklärung Egon's wegen des ihn oft befallenden leichten Unwohlseins, und hielt sich überzeugt, daß Nichts weiter seine stürmische Entfernung verursachte, sie blieb also ganz ruhig und gleichgültig.

Herr Walters aber neigte sich ganz bleich und erschrocken zur Tochter: „Marga, ich bitte Dich um Gottes willen, ist Dein Mann oft so furiös? Was in aller Welt kann ihn so zornig gemacht haben? Sage mir, meine Tochter, kannst Du wirklich mit einem Manne, der solchen Ausbrüchen unterworfen ist, so glücklich sein, als Du mir versicherst?"

„Liebster Papa! Du irrst Dich sehr; Egon

war nicht bös oder gar zornig; er hatte gewiß wieder Nasenbluten, das ihn oft heimsucht, da ist es doch ganz natürlich, wenn er schnell fortstürzt. Was mein Glück betrifft" — sprach sie leiser, denn sie hatte das Erstere mit Absicht laut gesagt, damit Gerster sie höre — „was mein Glück betrifft, an welches Du nicht glauben willst, so sei versichert, daß ich ohne Egon gar nicht leben möchte. Wenn es ein Glück für mich giebt, so ist es an seiner Seite allein. Das, mein Vater, schwöre ich Dir bei Gott dem Allmächtigen."

Sie hatte so die reine Wahrheit gesagt und doch auf geschickte Weise die direkte Frage nach ihrem Glücke umgangen.

Der alte Herr war vollkommen beruhigt und erwiderte: „Nun, wenn Du mir es schwörst, muß ich es wohl glauben, obgleich meine selige Margarethe und ich ganz anders in unserm Betragen gegen einander waren. — Aber wenn es wahr ist, daß, wie Du sagst, Dein Mann ein wenig unwohl ist, warum folgst Du ihm dann nicht? er kann ja Deinen Beistand brauchen. Geh', Margarethe, und thue Deine Schuldigkeit!"

Sie erröthete und erwiderte schnell: „Nein, lieber Papa, Egon braucht mich nicht; ich weiß sogar, er liebt es nicht, wenn ich ihm in solchen

Augenblicken folge; es wird nicht lange dauern, so kommt er wohl und heiter zurück. Außerdem ist ihm ja auch der Hauptmann gefolgt, als er meine laute Erklärung von Egon's raschem Enteilen vernahm."

Etwas unzufrieden antwortete Herr Walters: „So? Nun Du mußt am Besten wissen, wie Du Deinen Mann zu behandeln hast. Auch dies ist bei Euch anders, als in meiner Ehe; ich hätte es Deiner seligen Mutter sicher übel genommen, wenn sie sich auch bei dem geringsten Uebelbefinden nicht um mich gekümmert hätte."

Gerster war etwas verletzt und sogar zornig über das Betragen seines Freundes. Als er Margarethens Erklärung hörte, verließ er das Zimmer, um sich zu überzeugen, ob seine oder der Baronin Ansicht die richtige sei. Denn er glaubte, es besser zu wissen, warum Egon so schnell fortgestürzt war. All' sein Suchen nach dem Baron war vergeblich; seine Zimmer waren leer, und keiner der Diener hatte ihn gesehen. Kopfschüttelnd im Corridor auf und nieder wandelnd, wendete er sich eben, um nach der Bibliothek zurückzugehen, als er, an der Treppe vorübergehend, Schritte vernahm. Es war der Baron, der sehr bleich und erschöpft aus dem Garten

kam. Gerster blieb stehen und schaute den Freund mit festem, etwas finsterem Blicke entgegen.

Egon rief, als er ihn erblickte: „I, da bist Du ja, Moritz, das ist mir äußerst angenehm, Dich hier zu treffen. Verzeihe mir, lieber Freund, mein Betragen von vorhin; aber wirklich, wenn Du wüßtest, welche Leiden Deine harmlose Bemerkung in meiner Seele hervorrief, als ich, Margarethens seelenvollem Gesange lauschend, momentan mein Unglück vergaß; gewiß, Du würdest Dich über mein Betragen nicht wundern, durch das ich Dich nicht im Entferntesten beleidigen wollte.“

„Sei ruhig, Egon, ich fühle mich nicht beleidigt, nur verwundert war ich über ein Betragen, zu dem ich nicht Ursache gegeben zu haben glaubte.“

„Lieber Freund! ich will Dir sagen, wenn Du mich liebst, mich nicht schmerzlich verwunden willst, dann, mein guter Moritz, mache nie — hörst Du, niemals — eine Anspielung auf jenes Gespräch am Polterabend, ich leide zuviel dabei. Und noch mehr, ich bitte Dich, sprich überhaupt nicht von meiner Frau. Du darfst deßhalb nicht etwa glauben, daß sie im Unrecht ist, daß ich ihr zürne; nein, nicht im Geringsten. Wenn ich nicht so glücklich bin, als ich es sein könnte, so ist das allein meine Schuld, und keineswegs die ihre. Ich habe Dir mehr anvertraut,

als irgend einem Menschen auf Erden, meinen eignen Vater nicht ausgenommen; er würde, beiläufig gesagt, übrigens der Letzte sein, dem ich mein Vertrauen in dieser Hinsicht schenken möchte; allein weiter kann und will ich, selbst Dir gegenüber, nicht gehen, das Uebrige muß ein Geheimniß bleiben zwischen meiner Frau und mir."

„Du kannst Dich versichert halten, lieber Egon, daß ich mich durchaus nicht in Dein Vertrauen zu drängen wünsche; ich weiß sehr wohl, daß es in einer Ehe Verhältnisse geben kann, welche man auch dem besten Freunde nicht anvertraut. Ich bedauere Dein Unglück von ganzem Herzen, und wenn ich Dir einmal zu Diensten und Deinem Glücke förderlich sein kann, so weißt Du mich zu finden, ich stelle Gut und Blut Dir zu Diensten."

Den wahren Freund umarmend, sagte Egon: „Ich danke Dir, Moritz, ich danke Dir recht herzlich, Du bist ein edler Mensch, ein treuer Freund. Ich weiß, Du fühlst und würdest erfüllen, was Du versprichst; allein, wie ich Dir schon einmal sagte, mir kann nur Gott helfen. — Doch ich glaube, es wird nun hohe Zeit, zur Gesellschaft zurückzukehren. Sehe ich denn danach aus, um mich ohne Sorge zu zeigen?"

Der Hauptmann schaute ihn prüfend an und sagte: „O ja, Deine große Blässe abgerechnet, ist

alle Spur von Aufregung verschwunden, und wenn diese Blässe auch viel größer ist, als gewöhnlich, so wird man sie doch ganz natürlich finden, da Deine Frau meinte, Du habest gewiß wieder Nasenbluten, das Dich oft zum plötzlichen Verschwinden nöthige."

„Vortrefflich! Nichts konnte mir gelegener kommen. Als ich einst diese Nothlüge machte, dachte ich nicht, daß sie mir nochmals von so großem Nutzen sein werde. Komm, Moritz, so wollen wir denn zurückkehren."

Eine heitere Miene annehmend, ergriff er den Arm des Freundes und trat mit einem lustigen Gelächter ein.

Moritz sah ihn von der Seite an und meinte bei sich, der Baron besitze eine ausgezeichnete Verstellungskunst, die er in dem sonst so biedern, offnen Manne gar nicht gesucht hätte.

Margarethe neigte sich bei seinem Eintritte zu ihrem Vater und flüsterte: „Da siehst Du, Papa, daß ich Recht hatte; es war Nichts weiter, als was ich Dir sagte."

„Wirklich, mein Kind, Du hattest Recht, ich sehe es ein."

Zu Egon sich wendend, der Margarethen einige Worte in das Ohr flüsterte, die dazu bestimmt waren, ihre Ansicht zu bestätigen, sagte der alte Herr: „Sie,

lieber Sohn, haben mich schön erschreckt. Als ich Ihre stürmische Entfernung bemerkte, glaubte ich, Sie unterlägen einem furchtbaren Zornanfall, aber Marga war Ihnen eine eifrige Vertheidigerin."

„So, ei wirklich? Ich bin Dir sehr verbunden, meine liebe Margarethe, daß Du so liebenswürdig mich in Schutz nahmst."

„O, ich bitte Dich, Egon, was machst Du für Wesens von einer so einfachen Sache, wer sollte Dich denn vertheidigen gegen eine irrthümliche Beschuldigung, wenn nicht Deine eigne Frau?" erwiderte heiter lächelnd Margarethe, die sich wohl bewußt war, wie ihr Vater sie beobachtete.

Der Baron küßte schweigend ihre Hand, aber ihre auf ihm ruhenden Augen senkten sich kalt vor dem glühenden Blicke der seinen.

Dreizehntes Kapitel.

Frau Clara. — Die Abreise.

Bei den kleinen hübschen Festen, welche der Baron seinen Gästen zu Ehren gab, wurden natürlich auch die benachbarten Gutsbesitzer geladen. Frau Walters befand sich ganz in ihrem Elemente; alle ihre dem Gemahl gegebenen Versprechen vergessend, versammelte sie bald wieder einen Kreis junger Herren um sich, mit denen sie nach Herzenslust kokettirte. Mit Widerwillen sah der Baron, mit Mißbilligung ihr Schwiegervater und Margarethe dies Treiben. Doch keines von ihnen fühlte sich berufen, ein Wort darüber zu verlieren, da alle Drei der Meinung waren, daß man sich durchaus nicht voreilig in die Verhältnisse einer Ehe mischen dürfe.

Der alte Baron amüsirte sich köstlich dabei, er

war der Eifrigsten Einer und that Alles, was er nur konnte, die nicht schlechte aber leichtsinnige Frau in ihrem Betragen zu bestärken. Wenn er sah, wie Albert litt, freute er sich und dachte mit Bedauern jener Zeit, wo es noch in seiner Macht stand, die Herzen andrer Männer die grimmigste Eifersucht empfinden zu lassen.

Und was sagte Albert? — Nun er litt sehr, aber in seiner beklagenswerthen Schwäche zögerte er immer noch, sein Veto einzulegen, wenn er sie, mit ihm allein, so zärtlich und hingebend fand. Immer noch hoffte er, daß sie selbst zum Bewußtsein ihres Unrechts kommen werde, es widerstrebte ihm unendlich, immer und immer wieder zu schelten. Da kam aber ein Tag, an dem der lange, starke Faden seiner Geduld endlich riß. Herr von Feldheim, der seine Galanterieen bisher zu gleichen Theilen der Baronin und Frau Walters gewidmet hatte, folgte endlich der leisen Aufmunterung, die Clara ihm zu Theil werden ließ, da er sah, die Baronin wolle durchaus nicht von ihrer Kälte gegen ihn nachlassen. Nicht daß Feldheim wirklich einen Eindruck auf Clara gemacht, oder daß sie gar irgend einen Gedanken von Untreue gegen ihren Gemahl mit dem lockenden Betragen gegen den jungen Gecken verbunden hätte, das war keinesweges der Fall; es war reine Eitelkeit

von ihr und der Aerger, daß er gewagt, eine Andre neben ihr zu bemerken; dieser mußte er durchaus entrissen werden, und ihr allein mußten seine Huldigungen wieder gehören. Sie triumphirte, als ihr diese Absicht gelungen, und lieh allen übertriebenen Schmeicheleien, faden Witzen und dem geistlosen Geschwätz des zu ihr Zurückgekehrten ein williges Ohr. So machte er eines Morgens eine höchst boshafte Bemerkung über die Grämlichkeit der Ehemänner, indem er nicht undeutlich auf Herrn Walters Bezug nahm. Albert, der in der Nähe in einer Fensternische von der Gardine halb verborgen lehnte und Alles verstanden hatte, erwartete mit Gewißheit, daß seine Frau durch einige strenge Worte ihre entschiedenste Mißbilligung dieser Reden zu erkennen geben würde. Er sah sich bitter getäuscht, denn Clara fand lachend den Witz allerliebst.

Albert brauchte einige Zeit, um, als die Beiden ihren Platz verlassen hatten, mit gehöriger Ruhe aus dem Fenster zu treten. Niemand hatte seine Anwesenheit bemerkt. Er war rasch entschlossen, ergriff Egon's Arm, indem er ihm zuflüsterte: „Komm, laß uns in Dein Zimmer gehen, Bruder, ich habe Dir Etwas zu sagen." Dort sprach er weiter: „Lieber Egon, ich reise noch heute ab."

„Wie? Was fällt Dir ein? So schnell willst

Du uns schon verlassen? Das ist nicht recht von Dir, Albert!"

„Stelle Dich nur nicht blind aus Mitleid für mich. Du mußt doch recht gut sehen, wie viel ich durch Clara's unersättliche Gefallsucht leide. Eben jetzt hörte ich sie lachen, als jener widerliche Mensch, der Feldheim, über mich spöttelte. Was sagst Du nun?"

„Wie, so weit geht ihr Leichtsinn? Armer Albert! Nun ja, ich muß gestehen, ich glaube, Du hast Recht, wenn Du Deinen Vorsatz zur Ausführung bringst. Aber weiß sie es schon, kennt sie Deine Absicht?"

„Nein, bewahre, kein Wort! Auch soll sie Nichts erfahren. Deßhalb eben brachte ich Dich hierher, um Dir meinen Plan mitzutheilen. Heute Nachmittag wird sie mit mir allein eine Spatzierfahrt machen, im Wagen erst, wenn wir eine Strecke von hier fort sind, soll sie erfahren, daß es nach Hause geht; sie wird zwar eine Scene machen, das thut aber Nichts, da Niemand als ich Zeuge sein wird. Mit dem Vater muß ich sogleich sprechen, und Dich bitte ich, meine Schwester zu unterrichten, ihr mein Lebewohl zu sagen; sie wird die Güte haben, mein und meiner Frau Gepäck mit deren Kammermädchen schnell nachzuschicken. Wenn die Herren von ihrem Spatzierritt, zu dem eben Feldheim sie abholte, heimkommen, so

bringe ihnen meine und meiner Frau Grüße und entschuldige unsre schnelle Abreise mit dringenden Geschäften, welche dieselbe nöthig gemacht."

„Der Plan ist gut. Ich bedaure zwar sehr, daß Du uns so schnell verläßt, allein ich muß Dir Recht geben. Und höre, lieber Albert, sprich doch einmal recht ernstlich mit Clara; sie liebt Dich sehr, daran ist gar kein Zweifel, sollte sie denn ihre Gefallsucht nicht vergessen um ihrer Liebe willen?"

„Ach, Egon, ich fürchte, sie wird es nicht, der schlimme Fehler wurzelt zu tief. Wie oft, wie sehr oft machte sie mir die schönsten Versprechungen, die leider immer unerfüllt blieben. In dem Augenblicke, als sie dieselben gab, war es ihr wirklicher Ernst damit, eine Zeit lang beherrschte ihr Wille den Fehler, aber allmählich gewann er wieder die Oberhand. Noch vor nicht gar langer Zeit leistete sie ein ähnliches; nun Du selbst hast gesehen, wie sie es hielt."

„Ja wohl, leider! Doch, mein lieber Albert, wir dürfen die Hoffnung nicht verlieren. Vielleicht hat die heutige kleine Gewaltmaßregel segensreiche Folgen. Unterrichte Du den Vater, ich übernehme alles Uebrige."

„Ich danke Dir im Voraus für Deine Güte, mein guter Egon. Aber höre, besuche uns doch öfterer mit Marga, Ihr seid nur zweimal auf ein

paar kurze Stunden in Waltersdorf gewesen seit Eurem Einzug auf Lerslie; das ist nicht recht von Euch!"

Der Baron erwiderte leicht erröthend: „Ja, Du hast Recht, allein das ist nicht meine Schuld; Margarethe fühlt sich so glücklich in ihrer Häuslichkeit, daß sie immer lieber auf Lerslie als anderswo ist."

Albert ergriff die Hand des Schwagers, ihm tief und ernst in die Augen schauend sagte er: „Verzeih, mein guter Bruder, ich kann nicht sagen, ich glaube Deinen Worten. Mein Herz sagt mir, daß das Glück noch nicht auf Lerslie wohnt. Fürchte Nichts!" fuhr er fort, als er sah, daß Egon eine unwillige Bewegung machte. „Ich will und wünsche durchaus nicht, mich in Dein Vertrauen einzudrängen, auch gebe ich Dir keine Schuld. Leider kenne ich meiner Schwester größten und schlimmsten Fehler, den Stolz — und ich hoffe von Herzen, daß er es nicht ist, den Du, wenn auch unabsichtlich, verletzt hast, denn dann würde die Erfüllung meines heißen Wunsches, Euch glücklich zu sehen, schwer, ja fast unmöglich werden. Lebe wohl, mein bester Egon, bringe Marga meine herzlichsten Grüße. Ich brauche Dir wohl nicht erst zu sagen, daß ich, wenn Du einen verschwiegenen Vermittler zwischen Dir und Margarethen brauchen solltest — einen Vermittler,

der einigen Einfluß auf sie besitzt, ich, der ich wenigstens früher denselben — so weit als ein solcher auf ihr stolzes Gemüth möglich ist — besaß, Dir immer und mit Freuden zu Diensten stehe."

Er umarmte und verließ den Baron, der schweigend seine Umarmung erwiderte und nur mit einem Händedruck zu verstehen gab, daß er ihm für seine brüderlichen Worte dankbar sei.

Egon blieb in einer unbeschreiblichen Bewegung zurück. Des Schwagers Worte hatten ihm die trostlosen Gedanken bestätigt, die er sich in finstern Stunden über die Unmöglichkeit machte, Margarethens Liebe zu gewinnen, sie je die Seine zu nennen.

* * *

Clara stieg ahnungslos in den Wagen, obgleich sie sich wunderte, daß ihr Gemahl statt des leichten offnen Jagdwagens heut' ein geschlossenes Coupé gewählt hatte. Heiter mit ihm plaudernd, der indeß nur einsilbige Antworten gab, vergaß sie eine Frage deßhalb an ihn zu richten. Als der Wagen immer weiter sich von Lerslie entfernte, sagte sie zu ihm: „Möchten wir nicht umkehren, mein lieber Albert? Ich werde kaum Zeit genug haben, meine Toilette zum Diner zu beendigen, wenn wir uns auch noch so sehr beeilen."

„Du hast nicht nöthig, an Deine Toilette zu denken, denn wir werden allein und zwar in Waltersdorf speisen; dort werden wir bei unserer Ankunft das Diner bereit finden.“

Clara fuhr wie von der Tarantel gestochen in die Höhe; mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen rief sie: „Was, wir fahren nach Hause, und das ohne mich zu fragen, ja ohne mir nur ein Wort vorher zu sagen?“

Ruhig und schweigend schloß er die Fenster des Wagens, damit der Kutscher den Zwiespalt der Herrschaft nicht bemerke.

Sie fuhr fort: „Du scheinst die Absicht zu haben, mich gleich einem Kinde zu behandeln; glaube aber ja nicht, daß ich eine solche Mißachtung meiner Person ruhig hinnehmen werde. Ich kehre sogleich nach Lerslie zurück!“

Noch immer ruhig entgegnete er: „Das wirst Du nicht thun!“

„O ja! Das will und werde ich thun, werde Dir es auch sogleich beweisen!“ Sich vorn neigend, streckte sie die Hand nach der Schnur um dem Kutscher das Zeichen zum Halten zu

Jetzt röthete sich Albert's Gesicht, die du Augen begannen zu blitzen; Etwas zu fest er seine kräftige Hand die ihre. Clara stieß

schmerzlichen Schrei aus, der den allzustarken Druck sogleich milderte, aber die kleine Hand nicht befreite. Albert richtete seine Augen fest auf sie und sagte streng: „Du kannst ganz nach Deinem Wunsche nach Lerslie zurückkehren, um Deine Koketterieen, die am Ende noch Deine Ehre vernichten werden, fortzusetzen und den feinen Witzen des Herrn von Feldheim zu lauschen; aber“ — seine Stimme wurde rauher — „vorher laß Dir sagen, daß Du, wenn Du genug kokettirt hast, und dieses Treibens müde, Dich vielleicht zufällig Deines Gatten erinnern solltest, um zu ihm zurückzukehren, die Thür seines Hauses verschlossen finden wirst. Ich werde Dich dann ersuchen, Dir einen andern Wohnort zu wählen, um Deine Triumphe in der Gesellschaft zu feiern. Die nöthigen Mittel dazu sollen Dir nicht fehlen. Jetzt wähle!“

Sie hatte bleicher und immer bleicher werdend,
weit aufgerissenen Augen ihm zugehört; als er
en letzten Worten ihre Hand los ließ und sich
on ihr abwendete, schrie sie laut auf, in einen
enstrom ausbrechend, rief sie von Schluchzen
ochen: „Verzeih'! o verzeihe mir nur dies
nal noch, mein theurer, geliebter Albert! Ach,
iß es wohl, wie böse und unartig ich wieder
Aber glaube mir, mein theurer Mann, wenn

auch die Macht der Gewohnheit und mein abscheulicher Leichtsinn mich abermals mein Versprechen vergessen ließ, so darfst Du doch durchaus nicht an meiner Liebe zweifeln, sie ist noch eben so, ach nein, was sage ich! mehr, viel tausend Mal mehr die Deine, als bei unserer Vermählung! Verzeihe mir, mein Albert, habe Nachsicht mit meiner Schwäche, ich werde mich gewiß bessern, Du wirst es sehen! Sage niemals, nein denke nicht einmal mehr so etwas Grausames, wie Trennung — ein Dasein ohne Deine Liebe! ohne Dich — entsetzlicher Gedanke! Ein solches Dasein wäre die Hölle auf Erden für Deine arme Clara!" Sich an ihn schmiegend, sah sie bittend mit den schönen, in Thränen schwimmenden Augen zu ihm auf.

Und er? Nun, er, ganz glücklich und entzückt über ihre Leidenschaft, nur zu leicht durch ihr Versprechen beruhigt, schloß sie in seine Arme, küßte zärtlich die Thränen von ihren Wangen und sagte beruhigend: „Aengstige Dich nicht, Geliebte, nun ist ja Alles gut! Wenn Du nur Dein Unrecht einsiehst und Dich bessern willst."

„Ja, ach ja! Ich will und werde es!"

Es war ihr auch wirklich Ernst, denn sie war zum Tode erschrocken, als er ihr mit Trennung drohte.

Und er glaubte fest an ihr Versprechen, an die nachhaltige Wirkung seiner Drohung.

Zärtlicher und einiger als je, betraten sie Hand in Hand ihre Heimath.

*   *
*

Der alte Baron, der sich nach der Abreise der schönen Frau auf dem Tugendschlosse, wie er Leslie nannte, langweilte, fand plötzlich, daß man seiner in der Residenz am Hofe nöthig bedürfe; er reis'te ab, von den Herren seiner Gesellschaft begleitet.

Margarethe war über seine Abreise gar nicht böse, denn sie fühlte einige Abneigung gegen den glattzüngigen, frivolen Hofmann, dem das Heiligste nicht zu heilig war, wenn es galt, Scherz damit zu treiben.

Auch der junge Baron war durch ziemlich deutliche Anspielungen seines Vaters, der ihn einen liebegirrenden Seladon nannte, oftmals in Verlegenheit gesetzt und tief verletzt worden. Dem Auge des erfahrenen, in allerhand Intriguen geübten alten Mannes war das Verhältniß des jungen Paares nicht entgangen, wenn er auch nicht die ganze Wahrheit ahnte; aber statt zu schweigen, benutzte er ungroßmüthig die erlangte Kenntniß zu allerhand obgleich verblümten, aber doch sehr lästigen Neckereien.

Vor Margarethen hatte er Respect bekommen, denn als er eines Tages auch sie zu necken versuchte, hatte sie, die schon lange mit heimlichem Aerger bemerkt, daß Egon sich schweigend — obgleich er dabei litt — die Neckereien seines Vaters gefallen ließ, den Entschluß gefaßt, wenigstens ihrerseits dem Baron die Lust dazu für immer zu verleiden. Sie sagte daher mit unnachahmlichem Stolze und ein wenig Verachtung: „Erlauben Sie mir, Herr Baron, Ihnen eine Bemerkung zu machen. Ich bin der Meinung, daß Sie, der Sie doch das Unglück Ihres edlen Sohnes sowie indirect das meine verschuldeten, am Wenigsten ein Recht besitzen, durch, gelind gesagt, unpassende Anspielungen unsere Wunden aufzureißen und zu vergrößern. Sie sehen, Egon und ich, wir tragen mit Anstand unsere Fesseln, also, Herr Baron, begnügen Sie sich mit den Vortheilen, die Ihnen unser Unglück verschaffte, und versparen Sie alle Anspielungen und Neckereien bis dahin, wenn mein Gemahl oder ich Sie zum Vertrauten unseres ehelichen Verhältnisses wählen werden. Ich bedaure unendlich, daß ich genöthigt war, in dieser Weise mit Ihnen zu sprechen; aber Sie selbst und der Wunsch, meinen edlen Gemahl — den ich, wenn ich ihn auch nicht liebe, doch hochschätze und ehre — von Neckereien, unter denen er leidet, gegen die sich aufzulehnen ihm

aber der Respect vor seinem Vater verbietet, zu befreien, trieben mich dazu. Ich bitte daher nochmals, daß Sie mir diese Sprache verzeihen mögen." Mit tiefer Verneigung verließ sie den ganz sprachlos vor Erstaunen Gewordenen.

Von diesem Tage an hatte sie Ruhe, und er begann sie zu achten.

Natürlich hütete sich der alte Baron, von dieser erhaltenen Zurechtweisung seinem Sohne, von dem er schon eine ähnliche empfing, und wegen der er eigentlich ein wenig gespannt mit Egon war, auch nur ein Wort mitzutheilen.

Am Morgen des vergangenen Tages befand sich der alte Herr nach dem Frühstück in einer etwas übermüthigen Laune, und hatte seinen Sohn gefragt, ob er vielleicht gedenke, gleich dem Erzvater Jacob um seine Gattin zu werben. Aber er finde, daß dieser, obgleich er nach der damaligen Zeitrechnung vierzehn Jahre um Rahel warb, doch immer noch nicht so schlimm daran gewesen sei, als er (Egon), denn Rahel sei, als sie sich ihm versagt, doch wenigstens noch nicht seine Gattin gewesen. Dann fügte er mit bedauerndem Lächeln hinzu, es müsse doch recht schlimm sein, eine so kalte, stolze Gattin zu besitzen, daß man sich auch nicht der geringsten Liebkosung erfreuen könne.

Egon, in höchsten Zorn durch diese Rede gebracht, erwiderte heftig: „Mein Vater, ich ersehe aus Ihren Worten, daß Sie durch Ihre hofmännische List und Klugheit, in Verbindung mit unaufhörlichen und Ihrer wahrlich nicht würdigen Nachforschungen bei meiner Dienerschaft, mein unglückliches eheliches Verhältniß ziemlich gut — ich kann wirklich im Augenblicke kein milderes Wort dafür finden — ausspionirt haben. Aber ich muß Sie ersuchen, sich nicht einzumischen und überhaupt jede Anspielung zu unterlassen. Sie, mein Vater, der Sie mich zu dieser Ehe nöthigten, sollten es doch vor Allen vermeiden, mein Unglück auch noch durch Ihren Spott zu vergrößern. Ich beklage mich nicht und trage mein Elend mit Geduld, also sollte ich meinen, ich könnte von Ihnen mindestens ein schonendes Schweigen beanspruchen.“

Von dieser Zeit an schwiegen die Neckereien endlich, aber Margarethe und Egon fühlten sich trotzdem erleichterter, als er sie verlassen.

Der Hauptmann Gerster war schon vor dem jungen Walters abgereis't, denn sein Urlaub war abgelaufen. Ein paar Tage vor seiner Abreise bat er die Baronin um eine Antwort auf den durch ihn überbrachten Brief des Fräuleins von Schmith, je dem er freimüthig gestand, daß er diese lieber ist

benutzen wolle, um womöglich Zutritt bei dem Fräulein zu erhalten, um deren Hand er sich zu bewerben gedenke.

Margarethe war nicht sonderlich durch diese freimüthige Erklärung überrascht, denn nach den mit Gerster so oft geführten Gesprächen hatte sie seine Absicht geahnt; auch glaubte sie zu wissen, daß sie nicht ohne Hoffnung war. Freilich hütete sie sich, ihn das merken zu lassen, und erklärte lachend, daß sie sich beeilen wolle, zu einem so löblichen Zwecke einen Brief zu schreiben, obgleich Marianne nicht wenig erstaunt sein werde, schon jetzt eine Antwort zu erhalten, da diese doch gewöhnt sei, mindestens ein halbes Jahr darauf zu warten.

Gerster erhielt den Brief mit mündlichen Grüßen und Aufträgen an das Fräulein. „Denn," sagte Margarethe, „wenn etwa Mariannens Vater seine gewöhnliche abscheuliche Laune hat, und ihr nicht erlauben will, Sie zu empfangen, dann sagen Sie nur dem Diener, Sie müßten das Fräulein durchaus sprechen, da Sie der Ueberbringer mündlicher Aufträge von mir wären. Das wird schon helfen, denn der Oberst hat einigen Respect vor mir. O, lachen Sie nur, es ist doch wahr, so lächerlich … unglaublich es auch klingt, daß dieser grämliche … r meiner kleinen Person Respect haben soll.

Ich habe ihm mehr als einmal den alten, mürrischen Kopf in aller Freundschaft ganz tüchtig zurecht gesetzt, was ich niemand Anderem rathen möchte. Und, lieber Hauptmann, noch Eins; Sie wissen, ich nehme großen Antheil an Ihrem Geschick, ich halte Sie Mariannens würdig; wollen Sie mir erlauben, Ihnen einen Rath zu ertheilen?"

„O, gnädige Frau! wie können Sie fragen? Ich werde Ihnen unendlich dankbar dafür sein!"

„Nun gut! Also ich setze voraus, es gelingt Ihnen, Mariannens, dieses vortreflichen Wesens, Liebe zu erwerben, woran ich bei näherer Bekanntschaft gar nicht zweifle, so haben Sie doch noch immer nicht gewonnen Spiel. Denn sobald es Ihnen nicht gelingt, ihres Vaters Einwilligung zu erhalten, wird sie Ihnen nie als Gattin angehören. Auf dieses schwierige Unternehmen nun bezieht sich mein Rath. Um den Obersten zu gewinnen, dürfen Sie ihm niemals widersprechen; spielen Sie mit ihm Karte, so müssen Sie mit der größten Seelenruhe stets Ihr Geld an ihn verlieren. Sie haben keinen großen Nachtheil für Ihre Börse dadurch zu fürchten, denn er spielt nicht hoch; machen Sie ein anderes Spiel mit ihm, wo es nur die Ehre gilt, z. B. Schach, immer muß er gewinnen, doch je schwerer Sie ihm den Sieg machen, desto lieber ist

es ihm, wenn er nur am Ende gewinnt. Kurz, um Alles in Allem zu sagen, Sie müssen, so weit es Ihre Ehre erlaubt, sein gehorsamer Diener sein. Ich weiß, es ist dies keine leichte Aufgabe für einen Mann, besonders —" hier traf ihn neckend ein schelmischer Blick — „besonders für Einen, der nicht ganz ohne seinen kleinen Eigensinn ist; — jedoch um Marianne zu gewinnen, die jedes Opfers werth ist, darf Ihnen Nichts zu schwer werden."

„Und soll es auch nicht, Frau Baronin, ich danke Ihnen herzlich für Ihren guten Rath und Ihre Theilnahme. Der Eigensinn wird sich zu zügeln wissen" — setzte er scherzend hinzu.

„Nun das wird ihm gut thun und eine sehr gute kleine Kur für ihn sein" — sagte Margarethe in gleichem Tone. „Aber im Ernst, lieber Freund" — fügte sie hinzu, „ich hoffe, wenn Sie meinem Rathe folgen, wird Ihnen Marianne zu Theil werden, und es wird eine unendliche Freude für mich sein, meine theure Freundin mit Ihnen glücklich zu sehen." Damit reichte sie ihm die Hand.

Der Hauptmann führte diese respectvoll an seine Lippen. Ermuthigt von ihrer Freundlichkeit und Güte, wagte er zu sagen: „Und Sie, Frau Baronin? Dürfen Ihre Freunde nicht hoffen, auch Sie und Egon glücklich zu sehen?"

Sie erröthete tief und entzog ihm rasch ihre Hand; einen zornigen Blick auf ihn werfend, öffnete sie schon den Mund zu einer stolzen, verletzenden Antwort. Aber als sie ihn ansah und seine treuherzigen Augen mit so demüthiger Bitte um Verzeihung seiner Kühnheit auf sich gerichtet erblickte, milderte sich der stolze Ausdruck ihrer Züge, sie lächelte gütig und sagte: „Lassen wir das, lieber Freund, ich danke Ihnen für die freundschaftliche Gesinnung, die in Ihren Worten liegt.“ Ihm noch einmal mit der Hand zuwinkend, verließ sie rasch das Zimmer.

In L . . . . angekommen, gelang es dem Hauptmann durch Vermittelung seines Briefes auch wirklich, Zutritt in dem Hause des Obersten zu erhalten. Der alte Herr fand an dem Offizier, der sich dem Rathe Margarethens gemäß mit vieler Diplomatie benahm, viel Gefallen und lud ihn zum baldigen Wiederkommen ein. Das ließ sich Gerster natürlich nicht lange wiederholen und war bald ein täglicher Gast in dem Hause des Obersten.

Marianne hatte, sowie der Hauptmann sie verlassen, mit neugieriger Ungeduld den Brief der Freundin geöffnet, in welchem sie mit Gewißheit eine feurige Schilderung von Margarethens Eheglück zu finden erwartete; allein wie sehr sah sie sich getäuscht! Der Brief enthielt außer liebevollen Neckereien über

die in Mariannens Briefe enthaltenen Aeußerungen über Gerster, und scherzhaften Schilderungen seiner ängstlichen Sorge, Zutritt bei ihrem Vater zu erhalten, Nichts weiter, als eine ziemlich umständliche Schilderung der Gesellschaft, in welcher die Freundin sich jetzt bewegte, kein Wort über den Baron, kein Wort über sich selbst. Das Fräulein las den Brief mehr als einmal und legte ihn endlich seufzend in ihre Mappe. Mit Gerster konnte sie über diesen zarten Punkt nicht sprechen, also mußte sie sich mit der geringen Hoffnung begnügen, vielleicht später etwas Näheres über das Glück der theuren Freundin, das ihr so sehr am Herzen lag, zu erfahren.

*　　*
*

Endlich verließ, als der letzte Gast, auch Herr Walters das Schloß. Der gute alte Herr sehnte sich wieder in seinen Wirkungskreis zurück. Ein langes Leben hindurch an Thätigkeit gewöhnt, war es ihm zum Lebensbedürfniß geworden, in den Sälen der Fabrik umherzuwandeln und selbst die Oberaufsicht zu führen. Dies war auch die Ursache, warum er trotz seines enormen Reichthums das Geschäft nicht aufgab. Auch war er der Meinung, sein Sohn müsse das Geschäft behalten, denn ... sei für einen jungen Mann durchaus nicht gu[t]

ihm eine regelmäßige Thätigkeit mangele; besonders für einen Solchen, der von Jugend auf daran gewöhnt sei. Um mit Anstand und ohne allzugroße Langeweile — diese Mutter böser Gedanken, leichtsinnigen Thuns — müßig zu gehen, müsse man dazu erzogen, von Kindheit daran gewöhnt sein.

Albert theilte aufrichtig diese verständige Ansicht seines Vaters und widerstand fest den Wünschen seiner Frau, die oft in ihn drang, sich von den Geschäften zurückzuziehen; denn ihr schien der Titel „Rentier" dem eines Kauf- und Fabrikherrn bei Weitem vorzuziehen. Erfüllt von diesen Ansichten, wurde denn auch bald dem alten Herrn der vornehme Müßiggang auf Lerslie, trotz seiner Liebe zur Tochter, unerträglich; er entschloß sich rasch und reis'te ab, trotz seiner anfänglichen Zweifel, nun doch von dem Glück der Tochter überzeugt. Durfte er noch länger zweifeln nach Margarethens Schwur, daß sie ohne den Gemahl gar nicht zu leben wünsche? Aber ohngeachtet seiner endlichen Ueberzeugung, mußte Herr Walters sich doch sagen, daß Margarethe und ihr Gemahl eine sonderbare Weise besäßen, sich ihrer Liebe und ihres Glückes zu freuen.

Margarethe fühlte sich sehr erleichtert, als er fort war, sie konnte sich der Anwesenheit des geliebten Vaters nicht erfreuen und war es müde, wieder

und immer wieder ein Glück zu versichern, das nicht existirte.

Wäre aber das nur hinreichend gewesen! Das war es indessen nicht, sie mußte ja so viel als möglich auch glücklich scheinen; sie mußte nicht nur lügen, sondern auch heucheln. Bei ihrem von Natur wahren und aufrichtigen Charakter verursachte ihr diese Verstellung eine wahrhaft entsetzliche Pein. Aber sollte sie dem geliebten Vater einen Kummer aufbürden, der sein graues Haupt darniederbeugen, sein zärtliches, auf die Tochter so stolzes Herz tief betrüben mußte? Nein, das konnte sie nicht, darum log und heuchelte sie.

Nun, da sie wieder allein mit Egon war, hoffte sie das angenehme, ruhige Leben der ersten Wochen ihrer Ehe wieder beginnen zu können. Sie hatte umsonst gehofft. Der Baron wünschte die Gesellschaft wieder herbei, die ihm doch zuweilen wahrhaft lästig gewesen war, doch gab sie ihm Zerstreuung und lieh ihm die Kraft zur Selbstbeherrschung. Auch hatte er durch sie eines großen Vortheiles genossen, dessen er sich nun beraubt sah. Er konnte sich in deren Gegenwart Margarethen viel vertraulicher nähern; ja er mußte es sogar, um Jedermann zu täuschen, und sie war genöthigt, diese eheliche Vertraulichkeit zu erwidern. Nun, da er wieder mit

ihr allein war, zog sie sich kalt zurück, und er mußte sein ruhiges zurückhaltendes Betragen wieder annehmen. Und ach! noch niemals mehr als jetzt hatte er sich gesehnt, sie in all' ihrer Schönheit und Lieblichkeit in seine Arme zu schließen, ihr seine Liebe, die täglich höher stieg, zu gestehen.

Er begann es unerträglich zu finden, an ihrer Seite, ihr gegenüber zu sitzen und ein ruhiges, gleichgültiges Gespräch mit ihr zu führen. Wenn er mit ihr musicirte, schwammen die Noten vor seinen Augen, er spielte falsch, und ihr heiteres Gelächter, wenn sie ihn auf seine Fehler aufmerksam machte, verdroß ihn, machte ihn mißlaunig. Las er, so fand er es unmöglich, seinen Geist so weit zu bezwingen, um mit Ruhe das Gelesene zu bedenken. Der in seiner Seele nagende Schmerz ließ ihm die geistvollsten Bücher dumm und unwahr erscheinen. Was ihn früher entzückte, ärgerte ihn jetzt.

Zum Lesen, und vor Allem mit Verständniß zu lesen, gehört ein freier, ruhiger, von keinen leidenschaftlich in der Seele auf- und abfluthenden Bewegungen beirrter Geist. Nur wenn man sich eines solchen ruhigen Geistes erfreut, kann man die Gedanken des Autors begreifen und in seinen Geist eindringend, das Gelesene mit Nutzen für sich u[nd] die eigene Bildung verwenden.

Nur allein wenn der Baron sang, fühlte er einen Schimmer von Glück, denn konnte er dann nicht in Tönen und vielleicht auch in Worten all' die glühende Liebe seines Herzens ihr gestehen, ohne eine strenge, kalte Zurückweisung fürchten zu müssen?

Margarethe lauschte dann mit Entzücken, ja zuweilen kam ihr ein Gedanke, bei dem ihr Herz höher schlug; allein der Gifthauch des Stolzes erstickte die Bewegung sofort und machte ihr Betragen nach solchen Augenblicken doppelt kalt und vorsichtig. Auch wunderte sie sich im Stillen unaufhörlich, warum er sie, die ihm, wenn sie nicht allein waren, nie genug singen konnte, niemals aufforderte, wenn dies der Fall war.

Der Baron ward durch Gründe daran verhindert; die Erfahrung vom zweiten Abende seiner Ehe hatte ihm gesagt, daß er dies nicht wagen dürfe, wenn er die ihm so nothwendige Beherrschung seiner Gefühle behalten wollte; damals hatte schnelle Flucht ihn gerettet, aber konnte er dies jedesmal thun, mit was sollte er ein solches Betragen erklären? Und selbst wenn er dies könnte, würde er auch allemal die dazu nöthige Kraft besitzen? Nein, er durfte es nicht wagen, sich diesem ihm alle Kraft des Widerstandes raubenden Vergnügen hinzugeben.

Eines Abends, an dem er einige Mal, nachdem

er gesungen, den mild, und, wie es ihm schien, mit zärtlichem Ausdrucke auf ihm ruhenden Augen Margarethens begegnet war, vergaß er in dem sich seiner bemächtigenden Rausche der Liebe alle Vorsicht; er ergriff ihre Hand, einen langen feurigen Kuß darauf drückend, war er im Begriff, ihr ein Geständniß zu machen.

Sie entzog ihm unwillig ihre Hand, sich erhebend heftete sie einen eisig kalten Blick auf ihn; in einem Tone, der ihn erstarren ließ, sagte sie: „Du vergissest Dich!“ Zum Fenster gehend, um in die sternenlose Nacht hinaus zu schauen, wandte sie ihm den Rücken.

Seine Blässe ward erschreckend, er schaute ihr mit wildem Blick nach und stürzte, sich heftig vor die Stirn schlagend, aus dem Zimmer.

Sie wunderte sich, als er nicht zurückkam, und ging endlich, ärgerlich über ihn — über sich — über die ganze Welt zur Ruhe.

Er lief indessen in seinem Zimmer ruhelos wie ein Löwe in seinem Käfig umher, gepreßt und tonlos waren die heftigen Worte, die seinen Lippen entströmten: „Rasender, der ich war, als ich glaubte, dies steinerne Herz sei endlich gerührt von den Leiden, die ihr mein Aussehen zeigen muß, wenn sie nicht mit Willen ihre Augen dagegen verschließt. Es ist

Alles vergebens! Ich könnte zu ihren Füßen sterben, sie würde nicht einmal die Hand ausstrecken, um mich zu retten! Sollen diese Leiden, die mich aufreiben, die mir alle Kraft rauben, die jedes andere Gefühl, als die Liebe zu ihr, in mir ersticken so fortgehen? Nein, nein! Ich will mich ermannen. — Sollte mir es denn nicht noch gelingen, diese verderbliche Liebe in mir zu tödten? O ja! es muß möglich sein, denn der Mensch kann, was er ernstlich will! — Und ich will es — ja mit allen Kräften meines Geistes will ich es, und also wird es, muß es gelingen. — Aber dazu muß ich mich aus ihrer Nähe entfernen — ja so soll es sein. Ha, Margarethe! welcher Triumph für mich, wenn ich zu Dir zurückkehren werde, Deine kalten Blicke und Worte mit eben so eisigen erwidernd! O, welche Lust für mich! — Doch — wenn es nun nicht gelingt? — — — Pah, es muß gelingen, ich versuche es wenigstens!"

Von seinem Zorn verblendet, glaubte er wirklich an die Möglichkeit; er sollte erst noch lernen, daß der Mensch nicht Alles kann, wenn er auch noch so ernstlich will.

Auf seinen Klingelzug trat der Diener ein, er rief ihm entgegen: „Packe meinen Koffer, ich reise

noch in dieser Nacht! Ist meine Gemahlin schon zur Ruhe gegangen?"

„Ja, ich sah Marie aus den Zimmern der gnädigen Frau kommen."

„Gut! man störe sie nicht. Gieb Befehl, den Reisewagen zurecht zu machen, und dann komm schnell zurück. Eile Dich mit dem Packen."

Der Diener eilte fort, und der Baron setzte sich an seinen Schreibtisch, folgende Zeilen an die Baronin richtend.

„Liebe Margarethe!

„Ein unaufschiebbares Geschäft ruft mich sogleich nach der Residenz. Noch kann ich die Zeit, zu der ich zurückkehren werde, durchaus nicht genau bestimmen. Ich bitte Dich, amüsire Dich in meiner Abwesenheit so viel als möglich, was bei dem Verhältniß, in welchem wir zu einander stehen, Dir nicht schwer fallen wird, wie ich glaube, denn Du wirst mich nicht vermissen.

„Wie wäre es, wenn Du dem guten Vater einen längeren Besuch während meiner Abwesenheit machtest? Dann bitte ich Dich, ihn herzlich von mir zu grüßen. Doch thue Dir keinen Zwang an und richte Alles nach Deinem Gefallen ein.

„Lebe wohl, liebe Freundin!

„Egon Leslie."

Den gesiegelten Brief erhielt der Diener mit dem Auftrage, ihn sogleich Marien zu bringen, die denselben am andern Morgen ihrer Gebieterin überreichen solle.

Morgens drei Uhr bestig der Baron den Wagen, der ihn und seinen Diener nach der Residenz brachte.

Vierzehntes Kapitel.

Auch eine Schilderung der Gesellschaft.

Als die Baronin am andern Morgen den Brief ielt, hatte sie trotz des ahnenden Schreckens, welcher durchzuckte, Selbstbeherrschung genug, das Mädn erst ihre Toilette beendigen zu lassen, indem sie ig das erhaltene Schreiben zur Seite legte; aber schnell wechselndes Erröthen und Erbleichen, sodas unruhige Wogen ihres Busens, verriethen klugen Zofe, die schnell und schweigend ihre Pflicht llte, zur Genüge die ganze Bewegung des Inneren Dame.

ald sie sich allein sah, ergriff sie mit fieber-Hast das Schreiben, doch kaum hatte sie es

gelesen, als sie stöhnend und halb ohnmächtig zurücksank. Doch dauerte dieser Zustand nicht lange; ihrer leidenschaftlichen Natur gemäß, folgte dem Schrecken bald der Zorn. Mit sprühenden Augen überflog sie noch einmal die Zeilen, die sich wie mit Flammenschrift tief in ihre Seele brannten, dann ballte sie das Papier zusammen und schleuderte es weit von sich; heftige Worte drängten sich über die bebenden Lippen, als sie aufspringend im Zimmer umherzuwandern begann: „Wie! keines freundlichen Wortes würdigt er mich?! Es ist abscheulich, empörend! Es wird Dir nicht schwer werden, Dich zu amüsiren bei dem Verhältnisse, in welchem wir zu einander stehen! — Welch' bittere Worte! — Zum Vater soll ich reisen? — So, und was werde ich antworten, wenn er mich fragt, was für Geschäfte das erh die Egon zur Residenz riefen, und warum er sie sein Weib, nicht mitnahm? Nein, ich bleibe che

— — — — — — — — — — — — — ih

Geschäfte, nöthige Geschäfte! Pah, es ist eine
Sein Trotz, sein Trotz allein ist es, der ihn fort
Er findet es unerträglich, daß sein eigenes Weib
ihm versagt. — Strafen und betrüben will er
durch seine plötzliche Abreise. O, das soll ih
gelingen, bin ich doch jetzt jeden Zwanges
mich so unerträglich in seiner Gegenwart dru

ich jedes Wort vorher überlegen muß, ehe es meine Lippen verläßt, damit er keine Ahnung meiner Gefühle erhält. Nein, im Gegentheil! ich freue mich, daß er fort ist, ich will lustig und heiter sein, ja, das will ich ihm zum Trotz!“ Sie lachte, aber das Lachen klang unnatürlich und heiser, und als Anfang der großen Freude und Heiterkeit rannen zwei große Thränen über ihre Wangen, wurden aber unwillig schnell weggewischt. — — — — — „Was wollte er mir nur gestern Abend sagen, als er meine Hand mit so seltsamer Leidenschaft küßte? — — — Ich hätte ihn doch hören sollen. Wäre es möglich, daß er anfinge, mich zu lieben? — — — — Nein, nein, das kann nicht sein! Nimm Dich in Acht, thörichtes Geschöpf! Schon einmal täuschte Dich Deine Leichtgläubigkeit, sie wird Dich wieder täuschen, wenn Du solch' unwahrscheinlichen Gedanken nachhängst. Mein Widerstand reizt ihn, er bildet sich vielleicht sogar ein, mich zu lieben, das ist Alles. Ja, ja, so wird es sein! — — — — — Nein, ich bleibe hier, denn wenn er hört, daß ich so ganz einsam und allein bin, kommt er vielleicht bald zurück. Und wenn er kommt? — — Was habe ich dann für ein großes Glück? — — Dann geht dies unerträgliche Zwangsleben von Neuem an!“ Die Hände ringend, rief sie unter zahlreich und un-

aufhaltsam hervorbrechenden Thränen: „O welch' unglückliches Loos, ein ungeliebtes Weib zu sein! — Hätte ich doch diese Unterredung nicht gehört, dann würde ich jetzt in dem süßen Wahne, mich geliebt zu sehen, glücklich sein! — Ja," flüsterte der Stolz — „und er würde in Deinen Armen, in Deinen ihn in heißer Liebe umschlingenden Armen, mit mitleidigem Lächeln nachlässig sich Deiner Liebe hingeben, und geringschätzig die Leichtgläubigkeit verspotten die sich einem Manne hingab, der sie nicht liebt. — Wer weiß, vielleicht weckt der Besitz die Liebe." Die Thränen versiegten augenblicklich, und ein entsetzlich schneidendes Lachen erschütterte bis zum Schmerz ihre Brust, dann rief sie aus: „O, welch' marternder Gedanke! Diese schreckliche Erinnerung könnte mich wahnsinnig machen! Nein, nein! Gesegnet sei der Augenblick, der mir seine innersten Gedanken klar machte! Jedes irdische Leid ist solch' schrecklichem Schicksal vorzuziehen! — — — — Nein, niemals; selbst wenn er mich liebte, soll er mich die Seine nennen, selbst wenn ich mich von ihm trennen, wenn ich fern von ihm sterben müßte! — — — — — — — — — — — — O mein Kopf! mein Kopf! Was fange ich an, um diese trostlosen, marternden Gedanken zu zerstreuen, die, ich fühle es, meinen Geist und meine

Gesundheit am Ende zerstören würden? Ich muß mich zu erheitern suchen, aber wie? — — — — — Ha, das ist ein guter Gedanke! Ja, das will ich thun, und sogleich!“ Sie klingelte und ließ sich ankleiden. In einer halben Stunde sah man ihre anmuthige, schlanke Gestalt, in tollen Sprüngen von der großen Dogge umkreis't, ohne alle Begleitung nach den Bergen zu wandern.

Täglich brachte sie einige Stunden in den Bergen zu, und mit diesen Spatziergängen und gelegentlich mit in Begleitung eines Dieners sowie des Hundes unternommenen Ritten kräftigte sich die von dem geheimen Kummer schon angegriffene Gesundheit, erhielt ihr Geist seine Elasticität wieder.

Aber mit allem Diesem langweilte sie sich doch und ihre Gedanken weilten stets bei Egon.

Besuch machte sie nie, denn es war ihr zu unangenehm, die Fragen nach ihrem Gemahl zu beantworten. So lebte sie ganz einsam, da nur sehr selten ein zu ihr kommender Besuch die Einsamkeit unterbrach. Die Herrenbesuche wurden abgewiesen und nur die der Damen angenommen. Wenn es schlechtes Wetter war, so machten freilich die fehlen-Spatziergänge eine sehr fühlbare Lücke in den täglichen Kreislauf ihrer Unterhaltung, sie langweilte sich doppelt, und keine vorgenommene Arbeit wollte

schmecken, selbst die zärtlich geliebte Musik übte nicht die gewohnte Wirkung.

So saß sie auch eines Tages trübselig, in den Regen hinausschauend, in ihrem Zimmer, als zu ihrer großen Freude Fräulein von Hörig sich melden ließ.

Mit dem herzlichsten Gruß eilte Margarethe der Stiftsdame entgegen, und diese ließ sich auf dringendes Bitten bewegen, den ganzen Tag bei ihr zu bleiben. Man unterhielt sich angenehm in verschiedener Weise, das Diner rückte heran, man wußte nicht wie. Nach demselben saßen beide Damen in traulicher Unterredung in Margarethens Boudoir beisammen. Margarethe hatte sich tadelnd über die gesellschaftliche Heuchelei ausgesprochen.

Die Stiftsdame erwiderte: „Sie haben wohl Recht, meine Liebe; allein die Heuchelei ist gewissermaßen, hören Sie wohl, ich sage nur bis zu einem gewissen Grade — nothwendig in der Gesellschaft. Es ist eine schlimme Welt, in der wir leben, und Sie, meine Liebe, scheinen sich noch viele Illusionen zu machen. Es ist das ein schönes, aber gefährliches Vergnügen, besonders für eine schöne, junge, in der großen Welt lebende Frau. Ich meine natürlich nicht jene Heuchelei, mit der man Personen geflissentlich seine Freundschaft betheuert, denen man, wenn sie den

Rücken gewandt, alles mögliche und unmögliche Schlechte nachsagt, sie so viel als möglich mit Schmutz zu bewerfen bemüht ist. Diese kann ich natürlich nicht meinen; aber sobald man genöthigt ist, in und mit der Welt zu leben, kommt man mit der bloßen nackten Wahrheit nicht durch; es giebt ja doch Leute genug, denen man herzlich gern sagen möchte, was man von ihnen denkt, aber einerseits verwehrt uns dies unsere Bildung, und andererseits die Jedem, wer es auch sei, nöthige Rücksicht, so viel als möglich sich Niemanden, und wäre es der Geringste, zum Feinde zu machen, wenn es sein kann, ohne daß unsere Ehre und Selbstachtung in Gefahr kommt. Hier wird die Heuchelei nöthig, die ich meine; der bequeme Deckmantel unserer gesellschaftlichen Formen genügt vollkommen, wenn mit Sorgfalt und Klugheit benutzt, um unsere Gesinnungen zu verbergen."

„Ja, Sie haben Recht, gnädige Frau, ich weiß sehr wohl, daß die Idee, in der Gesellschaft Wahrheit unter allen Umständen zu sprechen, ein Wahnsinn wäre. Ich weiß, man würde als Narr oder Don Quixote verspottet werden; allein mich dünkt, etwas mehr Wahrheit und weniger Verleumdung könnte doch Nichts schaden."

„Meine liebe Freundin, ich bin noch nicht so sehr alt, aber ich erlebte Viel; ich habe gesehen, wie gerade

Diejenigen, welche die Wahrheit in der Gesellschaft zur Richtschnur ihrer Handlungen machten, die für sie schwärmten und von Anderen dasselbe hofften und erwarteten, am ersten als Opfer der Verleumdung fielen. Und warum geschah das? Lediglich darum, weil sie im Bewußtsein ihrer Reinheit, der edlen Motive ihrer Handlungen, den Schein nicht genug wahrten. Nicht wahr, Sie werden denken: aber, mein Gott, wenn ich nach edlen Grundsätzen lebe, meinem Gatten treu bin, den Geboten der Religion folge, wer kann dann mir etwas Schlechtes nachsagen? Thörichter Gedanke! Seien Sie rein und ohne Makel, wie ein Engel, und welcher Sterbliche ist das — kann das sein? Aber gesetzt, Sie sind es, so wird ein Mensch, einer von jenen Heuchlern, den Ihre Wahrheitsliebe irgend einmal verletzte oder beschämte, und der nun ein Interesse daran findet, Sie zu verleumden, doch so lange spähen, Ihre Blicke falsch deuten, Ihre Worte in das Gegentheil verkehren, bis er einen kleinen, wenn auch nur scheinbaren Anhalt findet, der ihm gestattet, durch Drehen, Wenden, hier Wegnehmen, dort Anheften, aus der Mücke einen Elephanten zu machen."

„Aber, gnädige Frau, das ist entsetzlich, was Sie sagen, und ich kann es kaum glauben; doch, gesetzt, es gäbe wirklich so schlechte Leute, so wird

doch die Welt, die Personen, die diese unschuldig verleumdete Person kennen, nicht glauben, was man ihnen sagt."

„Das ist abermals eine illusorische Ansicht der Welt, meine liebe Baronin, die ich Ihnen zu Ihrem eigenen Besten benehmen muß. Die Welt, die Bekannten, sogar Jene, welche die in Rede stehende eingebildete Person, von der wir sprechen, ihre Freunde nennt, werden sagen: ‚Das ist merkwürdig! Alles ist zwar nicht ganz glaublich, aber Etwas — das Meiste, wird wohl wahr sein; denn ein großer Theil Wahres ist allemal an einer solchen Sache!' So sagt die Welt und die Bekannten. Die sogenannten Freunde hingegen zucken bedauernd die Achseln und sprechen: ‚Wer hätte das gedacht? Wir haben uns doch recht sehr in dieser Person getäuscht!' Keine Stimme, nicht eine einzige — wenn diese Person nicht vielleicht das seltene Glück besitzt, einen wahren Freund ihr eigen zu nennen, der auf die Gefahr hin, das Verdammungsurtheil zu theilen, der Freundschaft treu bleibt — wird die Vertheidigung des Opfers übernehmen und einen Versuch zur Ehrenrettung desselben machen. O nein, im Gegentheil! Man wird mit einem — ‚Denken Sie sich nur, was Der oder Die gethan hat — sollte man es denn glauben, daß es möglich wäre?' — die pikante Neuigkeit weiter zu verbreiten

bemüht sein; denn je schwärzer Andere gemacht worden sind, desto heller strahlen die eigenen Tugenden, mit desto größerem scheinbaren Rechte kann man an seine Brust schlagen und sagen: ‚Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie Jener — Jene da!‘ — Ich rede bitter, meine Freundin, aber es ist wahr, was ich gesagt. Verstellung in der Gesellschaft ist das einzige Mittel, sich so viel als möglich vor den bösen Zungen zu schützen, sie ist eine der wichtigsten Regeln der Lebensklugheit, ihr verdanke ich, daß man mich stets in Ruhe ließ, während ich so manchen Ruf edler Frauen und Mädchen besudelt sehen mußte. Ihr verdanke ich die Macht, welche ich jetzt in meinem Alter in der Gesellschaft erlangte, und welche mir, dem Himmel sei Dank! schon oft Mittel an die Hand gab, irgend ein Opfer der Verleumdung in Schutz zu nehmen.“

„O nein, gnädige Frau, sagen Sie das nicht, ich kann und will das nicht glauben. Sie können Ihre Macht allein nur Ihren Tugenden zu danken haben, die so hell strahlen, daß man sich an Ihnen nicht zu vergreifen wagte.“

Die Stiftsdame lächelte und nahm Margarethens Hand zwischen ihre eigenen; sie herzlich drückend, sagte sie: „Ich danke Ihnen, meine liebe Freundin, für Ihre gütigen Gesinnungen, sie thun mir sehr wohl.

Allein, meine Liebe, Sie täuschen sich; sehen Sie, ich war nie eine Schönheit, ich sprach Gutes von Jedem und zu Jedermann, was ich auch in meinem Herzen denken mochte; ich nahm Keiner einen Anbeter weg, da ich jeden Heirathsantrag ausschlug und laut erklärte, nie zu heirathen. Ich will Ihnen ein anderes Mal sagen, warum ich das nicht wollte." — Die Lippen der Dame zuckten, es mußte eine schmerzliche Erinnerung sein. Sie sprach weiter: „Ich hatte eine ziemlich gute Stimme und spielte fertig Klavier, trat aber stets vor Mittelmäßigeren zurück und war bereit, zum Tanz zu spielen, wenn man es wünschte; ich war stets einfach gekleidet, kurz, ich war in der Gesellschaft mit meinem eigenen Willen so unbemerkt als möglich. Das ist es, meine Freundin, warum mein Ruf nie auch nur einen vorübergehenden Flecken erhielt, warum ich jetzt in meinem Alter eine Autorität bin. Und, wissen Sie, warum ich trotz meines ziemlich großen Stolzes eine so bescheidene Rolle spielte? — Weil ich die Gesellschaft verachtete, so tief verachtete, daß ich nur den einzigen Wunsch hegte, von Nichts und von Niemandem belästigt und bemerkt zu werden; alles Andere war mir gleichgültig. Und darum, meine Freundin, um meiner Erfahrungen willen, möchte ich Ihnen auch empfehlen, nicht gar so viel Wahrheit in Gesellschaft zu sagen. Die Heu-

chelei existirt, und auch wir müssen uns ihrer bedienen, wenn wir uns selbst schützen wollen. Ich habe es stets für nothwendig gehalten, daß Mütter junge Mädchen, die in die Gesellschaft eintreten sollen, von den Klippen unterrichten sollten, die ihrer Wahrheitsliebe in der gesellschaftlichen Scylla und Charybdis drohen. Als Kindern predigt man ihnen Wahrheit unter jeder Bedingung, Wahrheit unter allen Umständen zur Richtschnur ihrer Handlungen; man sollte nun nicht verfehlen, ihnen bei ihrem Eintritt in die Welt auch die gehörige Lebensklugheit zu lehren, da man recht wohl weiß, wie sehr oft ein in der Gesellschaft unvorsichtig und am unrechten Orte ausgesprochenes Wort der Wahrheit der Funke gewesen ist, der, zu einem hellen Brande anwachsend, das ganze Lebensglück eines Menschen, ja einer ganzen Familie vernichtete. Meine Ansicht ist, die Wahrheit, die reinste Wahrheit in der Familie und gegen die wirklichen Freunde; der Welt gegenüber aber Verstellung, denn in neun und neunzig Fällen von hundert ist sie die Wahrheit nicht werth."

„Sie müssen traurige Erlebnisse gehabt haben, gnädige Frau, um zu dieser trostlosen Ansicht der Welt zu kommen; ich —"

Die Baronin wurde in ihrer Entgegnung unterbrochen. Der eintretende Diener kam, um Herrn von

Feldheim anzumelden. Margarethe wurde roth vor Zorn und sprach: „Ich bin für ihn nicht zu Hause, und überhaupt, Friedrich, sage dem Herrn Baron, daß ich in Abwesenheit des Barons, meines Gemahls, weder zur gewöhnlichen Visitenzeit, noch zu meiner abendlichen Empfangsstunde, Herrenbesuche annähme. Ich ließe daher für den Besuch danken und Herrn von Feldheim ersuchen, sich, so lange meines Gemahls Abwesenheit, die, wie ich nicht gewiß bestimmen könne, möglicherweise noch lange dauere, nicht wieder hierher zu bemühen. Hast Du mich verstanden?"

„Zu Befehl, Euer Gnaden; ich werde Alles genau so ausrichten."

Nach seiner Entfernung sagte Margarethe zur Stiftsdame: „Stellen Sie sich vor, gnädige Frau, es ist heute das dritte Mal, daß ich diesen aufdringlichen Menschen abweisen lasse. Nun, ich denke, diesmal wird die Abweisung deutlich genug gewesen sein und ihm die Lust zum Wiederkommen benehmen."

„Das überrascht mich nicht, was Sie mir da sagen. Aber seien Sie nicht so sicher, daß Feldheim die Absicht aufgeben wird, wenn er es sich einmal in den Kopf gesetzt hat, in Sie verliebt zu sein und mit Ihnen in Abwesenheit Ihres Gemahls zu sprechen. Sehen Sie nicht so unwillig aus, meine liebe Baronin, daß ich Ihnen von Dem spreche, was Sie verletzt;

es ist so, wie ich Ihnen sage. Nehmen Sie sich in Acht, Sie streifen so einsam in den Bergen umher, Sie sollten das nicht thun, jener Mensch wird Ihnen auflauern."

„Ach, ich fürchte mich nicht! Mit dem treuen Hunde an meiner Seite bin ich geschützt."

„Ja, gegen einen Angriff, den er nicht wagen wird, aber nicht gegen eine üble Nachrede. Sehen Sie sich vor, Feldheim ist ein böser Mensch, er wird Sie zwingen, ihm Rede zu stehen, indem er sich Ihnen in den Weg stellt, und dann wird er überall mit bedeutungsvollem Lächeln erzählen, daß die schöne Baronin Lerslie ihm ein Rendezvous im einsamen Walde gab. Sie können dann nicht leugnen, mit ihm im Walde gesprochen zu haben, und mögen tausend Mal betheuern, daß es wider Ihren Willen geschah, es wird doch Menschen genug geben, die das Schlechte, nicht aber das Gute glauben."

„Sie haben Recht. Wenn die Welt so ist, wie Sie mir sie vorher geschildert, dann ist es so, und ich fange an, daran zu glauben. Nun, so muß ich meine schönen Promenaden aufgeben. O, der abscheuliche Mensch! Wie hasse ich ihn, der mir mein einziges Vergnügen raubt! Aber wenn mein Gemahl zurückkehrt, soll er die Aufdringlichkeit dieses Elenden erfahren, nie mehr soll er zu uns eingeladen werden."

„Meine liebe Freundin, ich habe Sie sehr lieb gewonnen und möchte Ihnen Rath ertheilen, Sie können ja dann immer noch wählen, ob Sie ihn annehmen wollen. Führen Sie diesen Vorsatz nicht sogleich aus, ja, auch sogar dann nicht. wenn dieser Mensch Ihnen eine förmliche Liebeserklärung macht.“

„O, das wird er nicht wagen, ich habe mich doch noch niemals so benommen, daß er glauben könnte, ich würde ein solches Geständniß günstig aufnehmen. Nein, selbst er wird mir eine solche Beleidigung nicht zufügen!“ rief entrüstet und erglühend Margarethe.

„Seien Sie dessen nicht zu sicher, meine Theure, glauben Sie doch ja nicht, daß einen solchen Menschen irgend eine von der Ehre dictirte Rücksicht Das zu thun abhalten wird, was ihm gerade einfällt. Um einen Ehrenmann von sich fern zu halten, genügt ein würdiges, zurückhaltendes Betragen vollkommen. Etwas Anderes ist es bei einem solchen notorischen Wüstling, wie Feldheim; je würdiger und tugendhafter das Betragen einer Dame ist, desto mehr Vortheil und Ruhm verschafft ihm ein Sieg über dieselbe, wenn es auch nur der Schein eines solchen ist. Er würde vollkommen damit zufrieden sein, wenn er mit Wahrheit sagen könnte: „Ich habe im einsamen Walde mich allein mit Frau von Lerslie befunden und ihr

meine heiße Liebe erklärt. Sie könnten dann diese wirkliche Thatsache nicht leugnen. Er wird auch kein Wort weiter sagen, aber seine Augen, jeder seiner Züge wird sprechen und genug andeuten, um Sie zu verdammen; man wird glauben, er habe von Ihnen die gehörige Aufmunterung erhalten, und Nichts, was Sie sagen könnten, wird Ihnen geglaubt. Ich kenne den Feldheim, die Gefahr ist eine ernstliche, er hat, um sich für Abweisung zu rächen, schon mehrere solcher Geschichten getrieben. Doch selbst dann, meine liebe Freundin, wenn sich dies wirklich ereignen sollte, rufen Sie Ihren Gemahl erst dann zu Ihrer Hülfe herbei, wenn Sie jedes Mittel erschöpft, sich selbst zu helfen. Sind Sie mit Ihrem eigenen Verstande, mit Ihrer Klugheit im Stande, sich selbst zu helfen, dann schweigen Sie für den Augenblick und entdecken erst später Ihrem Gemahl die Sache; denn das ist einer von jenen seltenen Fällen, in dem eine kluge Frau, wenn es möglich ist, so lange schweigt, bis die Gefahr vorüber ist. Die Männer sind in einem solchen Falle jeder vernünftigen Ueberlegung gewöhnlich unfähig und greifen nach jenem schrecklichen blutigen Mittel, das die Sache nur öffentlicher macht. Der Baron besonders ist sehr empfindlich im Punkte seiner Ehre; ein Duell mit Feldheim würde die unvermeidliche Folge sein.“ Die Stiftsdame hielt, von einer uner-

klärlichen Bewegung erfaßt, inne, die Augen mit der Hand bedeckend.

Margarethe betrachtete sie erschrocken und wagte nicht, sie in ihrem schmerzlichen Nachsinnen zu stören.

Bald aber faßte sich das Fräulein wieder, ein tiefer Seufzer entfloh ihren Lippen und sie sagte, schmerzlich lächelnd, zu Margarethe: „Habe ich Sie erschreckt, meine liebe Freundin? Ich will Ihnen meine schmerzliche Aufregung erklären, sie wird Ihnen am Besten beweisen, wie gefährlich ein Duell für das Glück und den Ruf einer Dame sein kann. Es müßten ganz besondere Umstände obwalten, wenn ein Duell, welches unternommen wird, um die Ehre einer Dame rein zu waschen, nicht einen noch tieferen Schatten auf sie zurückwerfen sollte. — Ich war verlobt mit dem jungen Grafen von Linden, mein Verlobter liebte mich zärtlich und ich — nun, ich liebte ihn mehr als Alles — ja mehr als Gott. — Die Schwester meines Freundes war vermählt und liebte ihren Gatten, doch ein Wüstling, wie Feldheim, stellte ihr nach. In Abwesenheit ihres Gatten drang er bei ihr ein, um ihr seine Liebe zu erklären, sie wollte entfliehen, er aber umschlang sie mit den Armen — — — in diesem Augenblick trat der zurückkehrende Gemahl ein, er schlug den Elenden nieder, stieß die zu seinen Füßen ihre Unschuld betheuernde Frau von

sich und stürzte fort. Am anderen Tage fand ein Duell zwischen ihm und jenem Menschen statt. Der Elende blieb unverletzt und zerschmetterte dem Schwager meines Verlobten die Schulter. Denselben Abend spöttelte er über den Verwundeten und rühmte sich des Sieges über die Ehre seiner Frau. Mein Verlobter hörte Alles, nannte ihn einen infamen Lügner und schlug ihm in's Gesicht. Die Folge war abermals ein Duell. Mein Bräutigam schoß ihm in die Hüfte und er selbst — fiel — durch des Gegners Kugel tödlich in der Brust verwundet. — Ich sah ihn lebend nicht wieder, denn er starb auf dem Wege zu mir. — Seine Schwester, von ihrem Gemahl verstoßen, der, gleich der Welt, nicht an ihre Unschuld glaubte, starb am gebrochenen Herzen, und noch heute glaubt man an ihre Schuld."

„O, mein Gott! Wie sehr müssen Sie gelitten haben! Welch' entsetzliches Unglück!" rief weinend, die bleiche Dame umarmend, Margarethe.

Das Fräulein richtete den Blick zum Himmel und sagte: „Ja, ich litt sehr, doch ich nahm in Demuth die Strafe hin, ich hatte des Schöpfers über das Geschöpf vergessen. — — — Sie sehen, meine Liebe, selbst der Tod ihres Bruders konnte jene Unglückliche nicht rein waschen, und doch war sie unschuldig. Noch in ihrer Todesstunde betheuerte sie

dem herbeigerufenen Gemahl und mir, die ich sie pflegte, ihre Unschuld. — Das Duell ist ein entsetzlicher Krebsschaden der höheren Stände und fordert oft die edelsten Herzen zu seinen Opfern; schon darum ist es verdammlich, ganz abgesehen von seiner Verwerflichkeit gegenüber den göttlichen Befehlen."

„O, gnädige Frau, wie danke ich Ihnen für Ihren mütterlichen Rath! Mein Gott! wie unglücklich würde ich sein, wenn um meinetwillen ein Menschenleben in Gefahr käme, und könnte nicht mein Gemahl selbst — o Gott, wie schrecklich! Nein, nein! Lieber will ich keinen Fuß vor die Thür des Schlosses setzen, und wenn Egon auch noch so lange ausbleibt."

„Nun, meine Liebe, das wird wohl so lange nicht dauern, der Baron beeilt sich gewiß, um so schnell als möglich wieder zu seiner jungen, geliebten Gemahlin zu kommen."

„Ja, ich hoffe das," erwiderte erröthend Margarethe; „und wenn ich oft so liebe Besuche erhalten könnte, würde ich auch die längste Gefangenschaft gern ertragen."

„O, Liebe, haben Sie es wirklich gern, wenn eine alte Jungfer, wie ich — denn mit diesem feinen Namen belegt man ja gewöhnlich uns alte unverheirathete Damen — Sie zu besuchen kommt? Nein, sagen Sie Nichts, ich glaube Ihnen schon, Ihre lieben

Augen sprechen ja so überzeugend die Wahrheit Ihrer Worte aus. Nun, ich werde bald und mit vielem Vergnügen wiederkommen. Sie glauben es gar nicht, meine Theure, welche Erquickung es für mein altes Herz ist, mich an dem sonnigen Lächeln und den aufrichtigen Worten eines jungen schönen Wesens zu erfreuen, welches noch nicht von der Heuchelei der Welt verdorben ist. Jetzt aber muß ich fort, mein guter alter Kutscher und die armen Pferde warten sicher schon eine Stunde auf die säumende Gebieterin. Leben Sie wohl, meine liebe Freundin."

„Leben Sie wohl, gnädige Frau, und halten Sie Ihr Versprechen. Sie werden immer große Freude durch Ihren Besuch bei mir erregen."

Margarethe begleitete die alte Dame bis hinunter in die Halle. Die Stiftsdame trennte sich mit mütterlicher Umarmung von ihr.

Leider konnte sie ihr Versprechen nicht halten; sie fand zu Hause Briefe vor, die ihre Anwesenheit auf einem zehn Meilen entfernten Schlosse bei einer kranken Verwandten dringend erbaten.

Ohne Zögern reis'te sie in der Frühe des nächsten Morgens ab, ein kurzes Abschiedsbillet an Margarethe sendend. Obgleich selbst oft leidend und zarter Gesundheit, gehörte sie doch zu jenen barmherzigen Samariterinnen, an die sich nie ein Leidender vergebens wendet.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fels, Egon

Zwei Ehen Novelle von Egon Fels

Bd.: 1

Wurzen 1862

P.o.germ. 1933 u-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10127066-2